

Einführung in den Sozialkonstruktivismus

*Johannes von Tiling**

Inhaltsverzeichnis

Zielsetzung des Textes.....	2
1. Einleitung.....	3
1.1 Was ist Sozialkonstruktivismus?	3
1.2 Grundannahmen.....	6
1.3 Vergleich zur Mainstream-Psychologie	9
2 Ansätze, Debatten, Probleme.....	14
2.1 Die sozialkonstruktivistische Metatheorie.....	14
2.1.1 Ontologische und epistemologische Setzungen.....	14
2.1.2 Struktur und Prozeß der Sozialen Welt.....	15
2.1.3 Handlung als interpersonelles Strukturmerkmal des Diskurses.....	15
2.2 Diskussion zu 2.1.2: Foucaultsche Diskursanalyse vs. Discursive Psychology ...	16
2.3 Diskussion zu 2.1.1: Realismus vs. Relativismus	24
2.4 Diskussion zu 2.1.3: Ist das eigentlich Psychologie?	30
2.4.1 Individualität und Handlung	31
2.4.2 Subjektivität und Identität.....	35
3 Umsetzung in Forschung und Praxis	40
3.1 Forschung	40
3.2 Anwendung.....	43
3.2.1 Kritik an Anwendungen der Mainstream-Psychologie	44
3.2.2 Sozialkonstruktivistische Alternativen	45
3.2.3 Beispiel Psychotherapie	47
3.2.4 Beispiel: Arbeits- und Organisationspsychologie.....	51
Literaturempfehlungen	52
Literaturverzeichnis	54

* stud. psy. an der Universität Heidelberg, Arbeitseinheit Allgemeine Psychologie unter Leitung von Prof. J. Funke, Kontakt: j-v-tiling@urz.uni-heidelberg.de [09/2004]

Zielsetzung des Textes

Ich verfolge mit diesem Text zwei Ziele:

Erstens möchte ich interessierten Studierenden und Praktikern insbesondere aus der Psychologie eine Einführung in diesen zuletzt rasant wachsenden Forschungszweig geben, nicht zuletzt weil diesbezüglich in deutscher Sprache kaum etwas vorhanden ist. Dabei will ich aber nicht nur einen ersten Eindruck vermitteln, sondern versuche die Leserschaft soweit mit speziellen Problemstellungen und Debatten bekannt zu machen, daß ihr ein selbständiges Studium der sozialkonstruktivistischen Literatur (vgl. die Empfehlungen am Ende des Textes) möglich ist. Dabei versuche ich dennoch, in einer für Einsteiger angemessenen Begrifflichkeit zu verbleiben, und unterlasse (besonders im ersten Kapitel) intensivere Quellenangaben im Text. Wer auf letzteres besonderen Wert legt, den verweise ich auf meine kürzlich abgeschlossene Diplomarbeit (von Tiling, 2004), die in ihrem ersten und dritten Teil ähnliche Fragestellungen wie der vorliegende Text behandelt. Wer sich hingegen nur einen ersten Eindruck verschaffen will, dem dürfte (in dieser Arbeit) das erste Kapitel, das einen in sich recht abgeschlossenen Überblick gibt, ausreichen.

Zweitens sollen aber auch diejenigen angesprochen werden, die bereits Kontakt zu sozialkonstruktivistischem Gedankengut gehabt und sich kopfschüttelnd abgewandt haben. Ein solches Verhalten ist mir nämlich durchaus nachvollziehbar angesichts der Tatsache, daß die Geburtsstunde des Sozialkonstruktivismus geprägt war von provokanter, radikaler Ablehnung all dessen, was der Psychologie lieb und teuer war (und größtenteils noch ist). Mittlerweile jedoch haben sich Strömungen gebildet, die wieder mehr den Anschluß an die Mainstream-Psychologie suchen (zumindest was die Fragestellungen anbelangt). Die Zeiten, in denen man dem Sozialkonstruktivismus vorwerfen konnte, er ergötze sich in endlosen Sprachanalysen und sonne sich in postmoderner Beliebigkeit, sind meines Erachtens vorbei. Essentielle Fragen der Psychologie wie die nach Handlung und Subjektivität werden nicht mehr ignoriert, sondern in den Rahmen der sozialkonstruktivistischen Denkweise zu integrieren versucht. Endlich scheint man zu bemerken, daß auch der eigene Ansatz nicht allgültig ist und daß es sich lohnt, mit anderen Psychologen in Dialog zu treten. Ein solches Bild eines offenen, undogmatischen Sozialkonstruktivismus versuche ich hier zu zeichnen – auch auf die Gefahr hin, die weiter bestehenden dogmatischen Kräfte vielleicht etwas zu unterschätzen.

1. Einleitung

„Man ist nicht bloß ein einzelner Mensch, man gehört einem Ganzen an, und auf das Ganze haben wir beständig Rücksicht zu nehmen, wir sind durchaus abhängig von ihm. (...) Im Zusammenleben mit den Menschen hat sich ein Etwas herausgebildet, das nun mal da ist und nach dessen Paragraphen wir uns gewöhnt haben, alles zu beurteilen, die anderen und uns selbst. Und dagegen zu verstoßen geht nicht; die Gesellschaft verachtet uns, und zuletzt tun wir es selbst und können es nicht aushalten und jagen uns die Kugel in den Kopf.“ (Fontane, 1985 [Original 1895], S. 223f.)

Dies sagt Instetten, eine Figur in Theodor Fontanes berühmten Roman *Effi Briest*, als er vor sich selbst begründet, warum er seinen Freund Crampas zu einem Duell um Leben oder Tod herausfordern will. Durch einen Zufall war herausgekommen, daß seine Frau Effi ihn mit Crampas vor vielen Jahren für kurze Zeit betrogen hatte. Eine in diesen Kreisen übliche Sitte fordert es nun von Instetten, den Rivalen zu einem Duell zu bestellen.

Normalerweise dient dies dem Betrogenen dazu, sich Genugtuung gegenüber dem Betrüger zu verschaffen. Instetten jedoch verspürt kaum solch einen Drang auf Rache – nicht zuletzt weil er weiß, daß er Effi zu dieser Zeit vernachlässigt hat und beide nun auch längst wieder glücklich zusammenleben. Dennoch entscheidet er sich für das Duell (das er auch für sich entscheiden kann). Damit nicht genug – er befolgt auch die Sitte, seine Frau zu verstoßen, welche daraufhin auch von ihren Eltern fallengelassen wird und in ärmlichen Verhältnissen stirbt. Schon vor Effis Verstoßung begreift er die dilemmatische Situation, in die er hineingeraten ist:

„Ja, wenn ich voll tödlichem Haß gewesen wäre, wenn mir hier ein tiefes Rachegefühl gesessen hätte (...). Rache ist nichts Schönes, aber was Menschliches und hat ein natürliches menschliches Recht. So aber war alles eine Vorstellung, einem Begriff zuliebe, war eine gemachte Geschichte, halbe Komödie. Und diese Komödie muß ich nun fortsetzen und muß Effi wegschicken und sie ruinieren und mich mit.“ (Fontane, 1985, S. 241)

Nun also sieht Instetten selbst ein, daß es nur ‚einem Begriff zuliebe‘ war, dem Begriff der Ehre nämlich, die es gegenüber seinen Mitmenschen wiederherzustellen galt. So muß also ein Mensch sterben und eine ganze Familie auseinandergerissen werden, nur damit die gesellschaftlichen Erwartungen erfüllt werden können.

Ich hoffe, ich kann mit diesem Beispiel (das ich von Baecker et al., 1992, übernommen habe) das Vorurteil entkräften, Fontanes Roman sei von vorne bis hinten einschläfernd. Mindestens an dieser einen Stelle ist er hoch interessant: Ein Mensch ordnet seine eigenen Wünsche und Interessen ‚einem Begriff zuliebe‘, ‚einer gemachten Geschichte‘ unter. Es hilft nichts zu beteuern, daß er gar kein Bedürfnis nach Rache empfindet – er muß das sozial vorgesehene Spiel mitspielen, um weiterhin gesellschaftlich akzeptiert zu werden. Und wer weiß – vielleicht hat er während des Duells doch ein ganz wenig Rachlust verspürt...?

1.1 Was ist Sozialkonstruktivismus?

Der Sozialkonstruktivismus versucht, Leute wie Instetten mitsamt seinen Zeitgenossen davon zu überzeugen, die Sache mit dem Duell und der Verstoßung sein zu

lassen. So könnte man in Hinblick auf das Beispiel formulieren. Allerdings handelt es sich dabei ja schon um eine Intervention, um eine Anwendung dessen, was der Sozialkonstruktivismus als Forschungsprogramm herausfinden will. Will man bei der Bestimmung des Sozialkonstruktivismus allgemeiner werden, muß man schon etwas weiter ausholen.

In erster Annäherung hilft vielleicht ein *Vergleich mit anderen Strömungen in der Psychologie* weiter. Was mit ‚Behaviorismus‘ oder ‚Kognitivismus‘ gemeint ist, dürfte der überwiegenden Mehrheit der Leserschaft bekannt sein. Eine erste Kennzeichnung des Sozialkonstruktivismus könnte also lauten: Im Gegensatz zum Behaviorismus sieht er den Menschen nicht so sehr von Umweltreizen, biologischen Prozessen und Genen abhängig, sondern vielmehr von Sprache, Kultur und Gesellschaft.

Inwiefern sich der Sozialkonstruktivismus vom Kognitivismus absetzt, der sich ja auch in vielen Punkten dem Behaviorismus entgegenstellt, ist eine wichtige Frage, die ich am Ende dieser Einleitung beantworten werde.

So wie der Behaviorismus in verschiedene ‚Schulen‘ oder *Teilströmungen* zerfällt (z.B. Watson vs. Skinner), so haben sich auch im Sozialkonstruktivismus unterschiedliche Richtungen etabliert, die sich mehr und mehr voneinander abgrenzen: z.B. die ‚Realisten‘ und die ‚Relativisten‘, die wir in Kapitel 2.3 näher kennenlernen werden. In erster Annäherung kann man sie folgendermaßen unterscheiden: Die Relativisten ziehen die oben genannte Betonung von Sprache, Kultur und Gesellschaft bis in die letzte Konsequenz durch, während die Realisten zu Kompromissen mit anderen Erklärungsansätzen bereit sind.

Diese Ausdifferenzierung von ‚Schulen‘ erfolgte aber erst in den letzten zehn Jahren, und auch sonst ist die *Geschichte* des Sozialkonstruktivismus noch recht jung. Es war der Amerikaner Kenneth Gergen, der ihn mit seinen Publikationen „Social psychology as history“ (1973) und „The social constructionist movement in modern psychology“ (1985), letztere gar in der angesehenen Zeitschrift ‚American Psychologist‘, programmatisch ausrief. Damit war quasi ein Überbegriff für eine Art des Forschens gefunden, das sich als Alternative zur etablierten Psychologie versteht und auf Namen wie Poststrukturalismus, postmoderne Psychologie, Dekonstruktion, diskursive Psychologie, Diskursanalyse und neuerdings auch kritische Psychologie (‚critical social psychology‘) hört.

Auch heute noch wird Gergen von den meisten Psychologen mit dem Sozialkonstruktivismus zu allererst verbunden. Heute vertritt er jedoch, wie wir später noch sehen werden, nur eine ‚Schule‘ von mehreren und besitzt nicht mehr entscheidenden Einfluß auf die Fortentwicklung des Ansatzes.

Der *Begriff* ‚Sozialkonstruktivismus‘ wird keineswegs einheitlich verwendet. Ich verende ihn – wie sich dies allgemein eingebürgert hat – als Überbegriff für jene zum Teil recht unterschiedlichen Ansätze. Dem englischen ‚social constructionism‘ entspricht also das deutsche ‚Sozialkonstruktivismus‘. In Anlehnung an das englische ‚Social Constructionism‘ wird im Deutschen auch oft ‚sozialer Konstruktivismus‘ oder ‚sozialer Konstruktivismus‘ gesagt. Alle diese Begriffe sind synonym zu verstehen; diverse Versuche, zwischen unterschiedlichen Spielarten begrifflich zu trennen, haben sich nicht durchgesetzt.

Außerdem ist interessant, daß das Etikett ‚Sozialkonstruktivismus‘ fast nur in der Psychologie verwendet wird, obwohl das Nachbarfach Soziologie ganz ähnliche Themen bearbeitet. Wenn man so will, versucht der Sozialkonstruktivismus eine Art Vermittlerin zu sein zwischen Psychologie und Soziologie, die vielleicht dazu beitragen kann, beide Disziplinen wieder näher zusammenzubringen. Seit langem schon wird ja beklagt, daß zwischen Psychologie und Soziologie eine ‚künstliche Arbeitsteilung‘ herrsche, wobei erstere ausschließlich über ‚das Individuum‘ spricht und zweitere ausschließlich über ‚die Gesellschaft‘. Ein großes Potential wird dem Sozialkonstruktivismus häufig zugeschrieben, diese scheinbaren Gegensätze zu überwinden und ihr unauflösbares Zusammenhängen begrifflich fassen können.

Wie wir sehen werden, ist die Soziologie nicht die einzige Disziplin, mit der der Sozialkonstruktivismus in engem Kontakt steht. Hinzu treten Philosophie und Linguistik, teilweise auch Ethnologie. Inwieweit kann man den Sozialkonstruktivismus dann überhaupt noch als ‚Psychologie‘ bezeichnen? Dies hängt freilich davon ab, wie man ‚Psychologie‘ definiert: eher als die unbeirrte Suche nach Naturgesetzen des menschlichen Innenlebens oder allgemeiner als die Suche nach Verstehens- und Erklärungsmöglichkeiten für menschliches Handeln? Im ersten Fall steht der Sozialkonstruktivismus der Psychologie direkt gegenüber, im zweiten ist er selbst eine Art von Psychologie. Da die erste Definition im Groben dem heutigen psychologischen Mainstream entspricht, werde ich hierfür im folgenden den Begriff ‚Mainstram-Psychologie‘ verwenden.

Die *wissenschaftliche Etablierung* des Sozialkonstruktivismus ist heute in den anglo-amerikanischen Ländern deutlich weiter fortgeschritten als in Deutschland. Besonders in Großbritannien hat er es bis in die Grundstudiumsausbildung an den Universitäten geschafft (ist also hier selbst fast schon Mainstream!). Auch in anderen europäischen Ländern existieren immerhin kleinere Forschergruppen. In Deutschland hingegen gibt es – meines Wissens nach – keinen einzigen Forscher, der sich ausgiebig mit dem Sozialkonstruktivismus beschäftigt und darüber publiziert. Über den Grund hierfür kann man nur Mutmaßungen anstellen. Vielleicht hat die hierzulande recht populäre Strömung des ‚radikalen Konstruktivismus‘ bei den Forschern erst einmal für eine ‚konstruktivistische Sättigung‘ gesorgt. Dabei könnten beide Programme unterschiedlicher kaum sein! Eine kleine Übersicht soll dies kurz verdeutlichen:

Tabelle 1. Spielarten des Konstruktivismus in der Psychologie

Wer konstruiert die individuelle Wirklichkeit?	Mit welchen Mitteln wird konstruiert?		
	mit keinen	mit Zugriff auf die Außenwelt	mit sozialen Beziehungen
allein der individuelle Geist	radikaler Konstruktivismus	Konstruktivismus (Piaget, Kelly)	Konstruktivismus (Wygotski)
Diskurse (Definition s.u.)			Sozialkonstruktivismus

Auf diese *Unterschiede zu verwandten Konstruktivismen* möchte ich hier nicht näher eingehen. Die Tabelle möge nur als grobe Orientierungshilfe dienen – sie ist aber für den Fortgang des Textes nicht relevant. Eine Anmerkung sei jedoch erlaubt: Daß sich die Zelle für den Sozialkonstruktivismus ein wenig in Richtung ‚Außenwelt‘ erstreckt, ist beabsichtigt. Damit nämlich sind die oben schon erwähnten

realistischen Ansätze innerhalb des Sozialkonstruktivismus, die wir in Kapitel 2 kennenlernen werden, mitberücksichtigt.

1.2 Grundannahmen

Für eine erste Einführung in die Grundannahmen des Ansatzes ist der bereits erwähnte Text von Gergen (1985) eine gute Hilfe. Gergen sieht die Haltung des Sozialkonstruktivismus von folgenden Eigenschaften geprägt:

Kritisches Hinterfragen von für-sicher-geglaubtem Wissen

Der sozialkonstruktivistische Denkprozeß geht immer von der Frage aus, ob ein bestimmtes *Wissen* um einen Sachverhalt eher mit diesem Sachverhalt selbst zusammenhängt oder eher mit der Bedeutung dieses Sachverhalts für die Menschen, die von ihm ‚wissen‘.

Dieses Wissen kann Alltagswissen (z.B. Wissen, was passiert, wenn man einen Stein gegen eine Fensterscheibe wirft) oder wissenschaftliches Wissen (z.B. Wissen, wie bestimmte Moleküle aufeinander reagieren) sein. Sozialkonstruktivisten geht es meist um eine spezifische Art wissenschaftlichen Wissens, nämlich psychologisches Wissen (z.B. Wissen, welche psychischen Störungen es gibt), und um ein spezielles Alltagswissen, nämlich alltagspsychologisches Wissen (z.B. Wissen, wie menschliche Beziehungen funktionieren). Daß diese beiden Wissensarten nicht immer eindeutig zu trennen sind, soll uns hier erst einmal nicht weiter beschäftigen.

Ich will im folgenden *Beispiele* aus dem Bereich psychologischen Wissens besprechen, weil damit gleichzeitig deutlich wird, inwiefern sich der Sozialkonstruktivismus von der Mainstream-Psychologie unterscheidet.

Im Regelfall bemühen sich Psychologen herauszufinden, was ‚in den Köpfen‘ der Menschen vor sich geht. Ein Emotionspsychologe beispielsweise mag daran interessiert sein, welche Gefühle seine Probanden empfinden, oder eine Motivationsforscherin will erforschen, aus welchen Gründen manche Schüler sich mehr für die Schule anstrengen als andere. So mag etwa bei derartigen Fragestellungen herauskommen, daß Menschen dauerhaft zusammenleben, wenn sie ein Gefühl namens ‚Liebe‘ verspüren, oder daß Schüler mit bestimmten Merkmalen oder Voraussetzungen ein größeres ‚Leistungsmotiv‘ haben als andere.

Einer sozialkonstruktivistisch gesinnten Forscherin ist dieses Vorgehen zu einfach, man könnte auch sagen: zu gutgläubig. Nur weil mir eine Vielzahl von Menschen einstimmig zu Protokoll geben, daß sie ‚Liebe‘ zu ihrem Partner verspüren, muß das nicht heißen, daß sich in ihrem Kopf ein Ding (oder Prozeß) namens ‚Liebe‘ befindet. Sie wird statt dessen in Erfahrung bringen wollen, in welchen Situationen von ‚Liebe‘ gesprochen wird, seit welcher historischen Epoche man eigentlich schon über ‚Liebe‘ spricht und ob man in anderen Kulturen auch so etwas wie ‚Liebe‘ kennt. Dann erst wird sie besser beurteilen können, ob ‚Liebe‘ tatsächlich ein genauso offensichtlicher Teil des Menschen ist wie Arme und Beine, oder ob es nicht vielmehr bestimmte soziale ‚Zwecke‘ sind, für die von ‚Liebe‘ gesprochen wird.

Dieses Beispiel habe ich absichtlich so gewählt, weil wir gerade über die (vermeintliche) Konstruiertheit von Liebe auch im Alltag vielfache Auseinandersetzungen führen. Vielen dämmert es, daß Liebe ein ‚Kampfbegriff‘ ist, also eher Teil unserer Kultur als Teil unserer psychischen Ausstattung. Während freilich oft auch die Macht und Authentizität der Liebe in Kunst und Musik thematisiert wird, gibt es auch deutliches Unbehagen an zu großer Liebesgläubigkeit, wie etwa folgendes Zitat verdeutlicht:

„Es ist nicht unsere Schuld
 Es konnte ja nicht gehen
 Es ist ein durch und durch fehlerhaftes System
 Wir taten was wir konnten
 Und es konnte doch nicht sein
 Es heißt Liebe und wir fielen darauf rein.
 Liebe schlägt Wellen
 Und bleibt doch leer und hohl
 Ein Konstrukt, meinetwegen ein Symbol
 Wer dran glauben will, der glaubt daran
 Mit eurer Liebe bin ich fertig
 Mich kriegt ihr nicht mehr dran“

Christiane Rösinger (Britta), *Lichtjahre voraus*, Berlin: Flittchen Records

Die Idee, daß viele für-sicher-geglaubte Dinge eigentlich nur kulturell hervorgebrachte ‚Mythen‘ sind, ist uns also weniger fremd als oft angenommen wird, wenn dem Sozialkonstruktivismus Konstraintuitivität zum Vorwurf gemacht wird. Ähnlich skeptisch sind wir nämlich bei heute nur noch selten verwendeten Begriffen wie ‚Nationalstolz‘, ‚Demut‘ oder ‚Scham‘. Die Argumentation etwa, Rechtsradikale benützten doch die Rede von Nationalstolz nur als Mittel, um sich gegenüber Andersartigen feindlich abgrenzen zu können, ist nicht nur verbreitet, sondern gar ‚politisch korrekt‘. Anhand dieser Beispiele ist also hoffentlich deutlich geworden, in welche Richtung die Skepsis der Sozialkonstruktivisten geht. Grob vereinfacht könnte man sagen: Da wo die meisten Psychologen von ‚menschlicher Natur‘ sprechen, wittern sie den Einfluß einer ganz spezifischen kulturellen Tradition.

Aber nun zum zweiten Beispiel: Was kann ein Sozialkonstruktivist einer Motivationsforscherin entgegensetzen, die meint, bei einer Person ein ‚Leistungsmotiv‘ feststellen zu können? Hier liegt die Sache schon etwas komplizierter. Ist nicht offensichtlich, was gemeint ist?! Manche Menschen strengen sich eben mehr an als andere! Und dennoch ist der Sozialkonstruktivist nicht zufrieden. Er wird Fragen stellen wie diese: Was ist mit dem Begriff ‚Leistung‘ impliziert? Nur das Verhalten in Schule und Beruf? Können auch Hausfrauen (und Hausmänner) ‚leistungsmotiviert‘ sein? Oder ist ihnen das gar nicht möglich, weil ihre Tätigkeit von vornherein als Nicht-Leistung diskreditiert wird? Und hat dann am Ende die ganze Rede vom angeblichen ‚Leistungsmotiv‘ einer Person nicht viel mehr damit zu tun, ob sie für das, was sie tut, von anderen Wertschätzung erwarten kann oder nicht? Hat also das Leistungsmotiv eines Menschen vielmehr etwas mit der ‚Leistungskultur‘ seines Milieus relativ zu dem seiner Gesellschaft zu tun? Redet damit die Motivationspsychologie einfach nur dem kapitalistischen Leistungsethos, das sich einzig und allein im Streben nach wirtschaftlicher Effizienz definiert, das Wort, indem sie es quasi naturalisiert?

Dies wären mögliche Hypothesen (und nicht mehr!) hinsichtlich einer alternativen Deutung dessen, was Psychologen mit ‚leistungsmotiviert‘ meinen. Ohne Anspruch auf inhaltliche Gründlichkeit sollten sie nur veranschaulichen, daß bei sozialkonstruktivistischen Forschungen oft auch die politisch-moralische Dimension nicht außen vor bleibt. Gerade dieses gesellschaftskritische Potential ist es aber wohl auch, die den Sozialkonstruktivismus gerade in Zeiten der Neoliberalisierung für viele sozial engagierte Forscher anziehend macht. Ich werde in Kapitel 2.2 noch ausführlicher darauf zu sprechen kommen.

Überprüfen von historisch-kultureller Spezifität bzw. Universalität dieses Wissens

In der Erläuterung des vorigen Punktes habe ich schon angedeutet, daß Sozialkonstruktivisten auf verschiedene Weisen zu belegen versuchen, daß die allermeisten menschlichen Phänomene nicht naturgegeben oder angeboren, sondern nur ‚konstruiert‘, also menschengemacht sind. Die beiden Königswege, um dies zu zeigen, sind das Aufzeigen der historischen und der kulturellen Spezifität des betreffenden Phänomens. In unserem Beispiel hinsichtlich Liebe wäre also etwa zu zeigen, daß das Zusammenleben zwischen Mann und Frau früher anders verstanden wurde als im Sinne einer ‚Liebesbeziehung‘ (welche freilich verhaltensmäßig spezifiziert werden müßte!), oder daß es in anderen Kulturen keineswegs der Regelfall ist, daß Mütter ihren Kindern gegenüber besonders wohlgesonnen sind.

Solche Studien sind natürlich nicht immer aussagekräftig, nicht zuletzt weil das zugrundeliegende Schriftmaterial schon mehrere Jahrhunderte alt und/oder sehr schwer zu interpretieren ist. Es gibt jedoch auch Beispiele jüngeren Datums, die für den sozialkonstruktivistischen Gedanken quasi als Musterbeispiele dienen: Noch vor 60 Jahren sprachen die angesehensten Psychologen vom ‚natürlichen Wesen der Geschlechter‘, wonach die Frau dafür geboren sei, dem Mann zu dienen und die Kinder zu pflegen. Noch vor 30 Jahren hatte die Diagnose ‚Homosexualität‘ einen festen Platz auf den offiziellen psychiatrischen Diagnosemanualen ICD und DSM. Was ist seitdem geschehen? Hat sich die Natur der Frau plötzlich doch zum Guten entwickelt? Hat sich irgend etwas an der Tatsache, schwul zu sein, geändert, so daß man sie jetzt nicht mehr als Störung ansieht? Wohl kaum. Die Psychologen sind einfach auf den ‚Schein des Gegebenen‘ hereingefallen und haben die gesellschaftliche Unterdrückung der Frau bzw. Pathologisierung der Homosexuellen als Ausdruck der Natur mißverstanden.

Der Sozialkonstruktivismus erhebt gegen alle psychologischen Begriffe, ja gegen alle Begriffe überhaupt, mit der wir uns die Welt verständlich machen, ein solches Mißtrauen. Wenn sie aber nicht menschlicher ‚Natur‘ entspringen – woher dann?

Erforschen der an der Wissensproduktion beteiligten sozialen Prozesse

Der entscheidende Schritt, den der Sozialkonstruktivismus nun gegenüber herkömmlicher Psychologie macht, ist die Verknüpfung von Individuellem und Sozialem. Anstatt auf die individuelle ‚Performanz‘ zu fokussieren und Gruppen von Menschen immer nur als ‚aufeinanderprallende‘ Individuen zu betrachten, wird die Sichtweise vorgezogen, daß Menschen sich ihre Welten *in der Interaktion* konstruieren.

Die Frage, wie man sich dieses ‚Schaffen von Bedeutung‘ vorzustellen hat, ist sicherlich die Kernfrage des Sozialkonstruktivismus. Sie wird uns in Kapitel 2 genauer beschäftigen. An dieser Stelle kann ich in diese Richtung nur Andeutungen machen: In welchem Ausmaß ist das, was wir als real ansehen, abhängig von sozialen Aushandlungsprozessen? Inwieweit bestimmt daher das Resultat dieser Aushandlungsprozesse darüber, wie ich mich in einer bestimmten Situation verhalte bzw. verhalten muß? Ist es überhaupt *möglich*, über das Fremdgehen der Partnerin *nicht* gekränkt zu sein – wenn das Fremdgehen in unserer Kultur als Zeichen der Geringschätzung gilt? Sind wir also in ähnlicher Weise nur Spielbälle von ‚kulturellen Spielen‘, wie sich die Figuren in einem Computerspiel nach einem bestimmten Programmiercode zueinander bewegen?

An diesen Fragen sollte schon deutlich geworden sein, daß wir es in der Anwendung der Grundgedanken des Sozialkonstruktivismus auf ein bestimmtes Wissensgebiet meist mit der schwierigen Frage zu tun haben, *in welchem Ausmaß* bzw. *in welchen Aspekten* ein Sachverhalt konstruiert ist.

Erforschen der Beziehungen zwischen Wissen und Handeln

Bis hierhin war nur von Wissen die Rede, nicht von Handeln – dabei interessiert sich die Psychologie doch vor allem für letzteres. Ist also der Sozialkonstruktivismus nicht mehr als eine besondere Form der Wissenssoziologie? Nein – weil gerade das Postulat, daß Wissen durch Interaktion entsteht, umgekehrt nahelegt, daß Interaktion durch Wissen entsteht. Man sollte also besser sagen: Wissen und Handeln gehen Hand in Hand. Je nachdem, ob ich meine Depression als eine Gehirnkrankheit oder eine sinnvolle Traurigkeit betrachte, werde ich unterschiedlich mit ihr umgehen (sie ausleben, akzeptieren, bewältigen, verdrängen – ganz wie man das nennen will). Weitere Beispiele für diese – wie ich annehme – auch außerhalb des Sozialkonstruktivismus nachvollziehbare Denkweise mag sich die Leserschaft selbst ausmalen.

Man kann sich also nun schon recht plastisch vorstellen, wie in der sozialkonstruktivistischen Metatheorie menschliches Handeln erklärt wird: Menschen erschaffen durch ihr Handeln ein gemeinsames Wissen, auf dessen Basis wieder neue Handlungen möglich werden, die wiederum neues Wissen schaffen usw. So entsteht, Schicht für Schicht, das riesige kulturelle ‚Gebäude‘ einer Gesellschaft, das uns, die wir in es hineingeboren werden und nur minimale Anteile selbst dazu beisteuern, wie eine ‚zweite Natur‘ umhüllt.

Diese letzten Gedanken werde ich im nächsten Abschnitt noch etwas differenzierter ausführen, wenn ich den Versuch unternehmen werde, eine zusammenhängende sozialkonstruktivistische Metatheorie zu formulieren.

1.3 Vergleich zur Mainstream-Psychologie

Ich will der Klarheit wegen zum Abschluß dieses ersten Kapitels versuchen, die kennzeichnenden Merkmale des Sozialkonstruktivismus in Abgrenzung zur herkömmlichen Psychologie stichwortartig zusammenzufassen.

Weil es gewagt ist, die gesamte Mainstream-Psychologie über einen Kamm zu scheren, werde ich mir hier den Kognitivismus als zur Zeit vorherrschendes Paradigma herausgreifen. Meiner Ansicht nach sind die Unterscheidungsmerkmale jedoch auf die allermeisten anderen Gebiete der Mainstream-Psychologie übertragbar. In welchem Umfang genau dies der Fall ist bzw. welche Gebiete der Mainstream-Psychologie Gemeinsamkeiten mit dem Sozialkonstruktivismus aufweisen, mögen sich meine Leserinnen und Leser selbst ausmalen.

Die folgenden Ausführungen beinhalten – neben Kognitivismus und Sozialkonstruktivismus – eine Menge weiterer Ismen. Wem diese Inflation von Ismen nicht gefällt, der kann sie sich gerne wegdenken. Sie spielen für die weiteren Kapitel keine Rolle. Ich erwähne sie nur deswegen, um dem Einsteiger einen Überblick zu geben über abstrakte Fachbegriffe, mit denen er in sozialkonstruktivistischer Literatur häufig konfrontiert werden wird.

Noch weitere zwei Vorbemerkungen: Erstens sind einige Überschneidungen zwischen den einzelnen Unterscheidungsmerkmalen unvermeidlich, und zweitens sei darauf hingewiesen, daß ich hier teilweise keinen neutralen, sondern den Standpunkt des Sozialkonstruktivismus einnehme, um dessen Anliegen so prägnant wie möglich zu herauszustellen. Der Standpunkt des Kognitivismus wird nur dort explizit wiedergegeben, wo er nicht unmittelbar einsichtig bzw. nicht hinreichend vertraut ist.

a. Wodurch wird der Mensch zu dem, was er ist?

Kulturalismus statt Naturalismus. Oder: Konstruktivismus statt Essentialismus. Für den Kognitivismus ist der Mensch ein komplexes Tier. Im Grunde ist alles Erleben und Verhalten beim Menschen nicht anders als bei Tieren zu verstehen. Natürlich gibt es ‚kulturelle Einflüsse‘, aber diese lassen bestimmte universale Prozesse eben nur inhaltlich variieren, nicht in ihrer Form. Die Psychologie muß also versuchen, von diesen kulturellen Verzerrungen zu abstrahieren, um den (in ihrer Existenz vorausgesetzten) natürlich ablaufenden psychischen Mechanismen auf die Schliche zu kommen. Im Falle des Kognitivismus werden diese Mechanismen ‚Kognitionen‘, ‚Schemata‘ etc. genannt.

Ganz anders sieht dies der Sozialkonstruktivismus. Menschliches Verhalten ist nicht nur sprachlich-kulturell überformt, sondern ist ohne Sprache und Kultur gar nicht möglich. Die Gesellschaft steht dem Mensch nicht als ‚ärgerliche Tatsache‘ gegenüber, sondern macht ihn erst zu dem, was man (in Abhebung zu Tieren oder zu Kaspar Hauser) als Person oder Individuum bezeichnet. Personen sind, um mit dem Sozialphilosophen Charles Taylor zu sprechen, ‚interpretation all the way down‘, d.h. auch ihre privatesten Gefühle sind nur in einer bedeutungshaft strukturierten Welt möglich, wie sie nur zwischenmenschliches Zusammenleben konstituieren kann. Das soll nicht heißen, daß Menschen überhaupt keine angeborenen Eigenschaften haben; größtenteils sind diese aber im Vergleich zur kulturellen Prägung unbedeutend. Daneben gibt es sicherlich einige wenige Grundbedürfnisse, etwa nach Wasser und Nahrung. Die meisten Sozialkonstruktivisten würden wohl auch eine gewisse Angewiesenheit auf die Mitmenschen nicht abstreiten, wie der folgende Punkt zeigen wird.

b. Welche Rolle spielen soziale Interaktionen für den Menschen?

Interaktionismus statt Individualismus. Zu sagen, der Mensch ist für den Sozialkonstruktivismus ein Kulturwesen, ist nur die halbe Wahrheit. Er ist darüber hinaus ein soziales Wesen. Nur durch seine Mitmenschen kann er ja überhaupt an eine bestehende Kultur herangeführt (enkulturiert, sozialisiert) werden. Menschsein bedeutet nicht nur, in eine kulturelle Bedeutungswelt eingebunden zu sein, sondern auch, in dieser Bedeutungswelt mit anderen Menschen zu interagieren. Diese grundlegende Annahme, daß der Mensch nur in einer Gemeinschaft ‚zum Menschen‘ werden kann und auch immer nur in ihr weiterexistieren kann, wird häufig auch mit dem Begriff ‚Kommunitarismus‘ gekennzeichnet, auch wenn dieser eher aus der Politikwissenschaft und Soziologie stammt.

Für den Kognitivismus sind die Mitmenschen nur ‚soziale Umwelt‘, schrumpfen zu ‚sozialen Faktoren‘ zusammen. Ob man nun vor einem Computer sitzt oder vor einem Menschen, macht keinen grundlegenden Unterschied. Der Mensch ist von den Mitmenschen isoliert und in seiner privaten Bedeutungswelt gefangen.

c. Was wird untersucht?

Performanz statt Kompetenz. Oder: Praxis statt Labor. Anstatt hypothetische ‚dahinterliegende‘ Prozessen (z.B. Kognitionen) zu beforschen, rückt der Sozialkonstruktivismus das alltägliche Handeln in den Mittelpunkt seines Interesses. Das bewußt kontextlose Laborexperiment muß der Analyse von Handlungen weichen, die sich unabhängig vom Forschen des Psychologen ‚tatsächlich‘ ereignen. Das bedeutet auch: Weg von formalen Gesetzmäßigkeiten hin zu inhaltlichen Zusammenhängen. Weg von sinnlosen Silben hin zu sinnvollen Sätzen.

d. Wodurch wird das Untersuchte zu erklären versucht?

Gemeinsame Sprache statt individuelle Repräsentationen. Kein Sozialkonstruktivist bezweifelt, daß irgend etwas ‚im Kopf passieren‘ muß, damit der Mensch handeln kann. Doch wir haben als Forscher (ebenso wie als Mensch) keinen Zugang dazu (auch die neueste Hirnforschung nicht: sie sieht auch nicht mehr als Neuronen). Wir können die Versuchsperson nur mit Sprache konfrontieren und ihre sprachliche Reaktion registrieren. Das, was in der Mainstream-Psychologie mit ‚Kognition‘ gemeint ist, ist also schon in der Sprache angelegt. Die ‚kognitive Wende‘ ist in Wirklichkeit eine *semantische*, d.h. die ‚Rechenvorgänge‘ sind nichts weiter als das Anwenden kulturell zur Verfügung gestellter Deutungsmuster. Nicht primär wir als ‚Problemlöser‘, sondern die spezifische Sprache, die wir erlernen, erkennt die Welt und macht sie uns zugänglich. Diese ‚Veräußerlichung‘ von Bedeutung und Wissen, die man häufig auch *Strukturalismus* nennt, erleichtert zudem die Forschung enorm. Die Kognitionsforscher müssen dann allerdings auch eingestehen, daß Kognitionen (bzw. Bedeutungseinheiten, Konstruktionen) nicht im Gehirn lokalisierbar sind.

e. *Wie wird Sprache konzeptualisiert?*

Diskurs statt Kommunikation. Oder: Sprache als Konstrukteur statt Sprache als Transportmittel etwas anderem. Der Kognitivismus sieht Sprache als mentale Abstraktion von Außersprachlichem, etwa von Ähnlichkeiten zwischen Reizen. Kommunikation besteht dann darin, daß jeder seine Kognitionen in Wörter überführt und dem anderen hinübersendet. Gegenseitiges Verstehen erscheint extrem unwahrscheinlich, weil jeder ja etwas anderes ‚meint‘.

Faßt man Sprache als Diskurs, also als das Anwenden geteilter Deutungsmuster aus dem Handlungsvollzug heraus, erscheint es kaum verwunderlich, daß Menschen sich verstehen: Sprache ist nicht Repräsentation etwas anderem, sondern ist ein in sich geschlossenes System, ist quasi die Handlung selbst. Bedeutungen von Wörtern sind nicht fix, sondern sind kontextsensitiv, sind immer das Ergebnis von machtgesteuerten Aushandlungsprozessen. Weil diese Ansicht über den Strukturalismus hinausgeht und ihn teilweise revidiert, nennt man sie *Poststrukturalismus*. Während der bekannteste Vertreter des Strukturalismus Ferdinand de Saussure ist, ist der Poststrukturalismus eng mit dem Namen Michel Foucault verbunden.

Ganz nebenbei: Bei dieser Sicht der Dinge wundert es auch nicht, daß es – trotz jahrzehntelanger Ankündigungen – immer noch keine menschenähnlich sprechenden Computer gibt: Wer nicht handelt, der spricht auch nicht. Kein Kind kann eine Sprache erlernen, wenn es die Handlungen, die ihm vorgemacht werden, nicht mitmacht, sondern nur teilnahmslos beobachtet.

f. *Wie geht man mit empirischen Daten um?*

Skeptizismus statt Positivismus. Positivismus ist der Glaube, daß die Struktur, die man in der Welt beobachten kann, der Struktur dessen entspricht, was tatsächlich in der Welt existiert. Empirizismus meint etwas ganz Ähnliches, nur daß es hier um die konkrete Forschertätigkeit geht: Man kann nur durch direkte Beobachtung Wissen erlangen. Das wohl bekannteste Beispiel für diese Datengläubigkeit und Theorielosigkeit, die in weiten Teilen der Psychologie anzutreffen ist, ist die persönlichkeitspsychologische Verwendung der Faktorenanalyse. Wie bereits deutlich geworden sein sollte, vertritt der Sozialkonstruktivismus diesbezüglich eine eher skeptizistische Einstellung: Was wir empirisch erkennen können, ist nie ein ‚Ding an sich‘, sondern immer etwas Gedeutetes, das flüchtig ist und immer nur – wenn überhaupt – Indikator sein kann für die Bestätigung einer Theorie.

g. *Wie berücksichtigt man sich selbst als Forscher(in) in den eigenen Forschungen?*

Kritische Reflexivität statt Innen-Außen-Dualismus. Der Kernbegriff ‚Kognition‘ impliziert, daß es eine unabhängige Realität gibt, die kogniziert wird. Wie ist aber diese ‚äußere Welt‘ beschaffen? Wie soll man ihrer anders habhaft werden als durch Kognition? Der Kognitivist muß als Versuchsleiter notgedrungen selbst bestimmen, was Realität ist. Ein kognitionspsychologisches Laborexperiment ist also der kuriose Versuch, subjektive Erkenntnisprozesse objektiv erkennen zu wollen. Sozialkonstruktivisten geben dagegen zu, daß menschliches Verhalten

nicht ungedeutet zu erfassen ist. Sie können nicht objektiver, sondern lediglich anders (bestenfalls systematischer) konstruieren bzw. interpretieren.

h. Was wird als relevant (d.h. interessant für die Anwendung) angesehen?

Gesellschaft statt Gehirn. Für den Sozialkonstruktivismus wachsen Menschen in eine bereits gedeutete Welt hinein und müssen nur in geringem Maße aktiv konstruieren. Psychologie muß also untersuchen, in welcher Weise Menschen auf Menschengemachtes (z.B. Sitten, Ideologien etc.) reagieren. Natürlich gibt es Bereiche der Psychologie, für die ein neurophysiologischer Zugang angemessen ist, wie etwa basale Funktionen der Wahrnehmung oder Motorik. Von gesellschaftlicher Relevanz ist aber primär die wechselseitige Beziehung zwischen Individuum und ihrer sozialen Umwelt. Das deterministische Reiz-Reaktions-Schema, das der Kognitivismus vom Behaviorismus geerbt hat, mag für Kaspar Hauser angemessen sein – nicht aber für das moderne Individuum. Heute stehen wir als Menschen weniger denn je im ‚luftleeren Raum‘, sondern sind in unserem Handeln von vielerlei Zwängen und neuen Möglichkeiten abhängig. Die Psychologie sollte daher weniger an die Hirnforschung Anschluß suchen als an die Soziologie und Politologie.

Die folgende Tabelle faßt die Diskussion noch einmal zusammen:

Tabelle 2: Vergleich zwischen den beiden Strömungen Kognitivismus und Sozialkonstruktivismus in der Psychologie.

	<i>Kognitivismus</i>	<i>Sozialkonstruktivismus</i>
<i>Wodurch wird der Mensch zu dem, was er ist?</i>	Naturalismus (Essentialismus)	Kulturalismus (Konstruktivismus)
<i>Welche Rolle spielen soziale Interaktionen für den Menschen?</i>	Individualismus	Interaktionismus
<i>Was wird untersucht?</i>	Kompetenz	Performanz
<i>Wodurch wird das Untersuchte zu erklären versucht?</i>	individuelle Repräsentationen	gemeinsame Sprache (Strukturalismus)
<i>Wie wird Sprache konzeptualisiert?</i>	Kommunikation	Diskurs (Poststrukturalismus)
<i>Wie geht man mit empirischen Daten um?</i>	Positivismus	Skeptizismus
<i>Wie berücksichtigt man sich selbst als Forscher(in) in den eigenen Forschungen?</i>	Innen-Außen-Dualismus	Kritische Reflexivität
<i>Was wird als interessant für die Anwendung angesehen?</i>	‚Gehirn‘	‚Gesellschaft‘

2 Ansätze, Debatten, Probleme

2.1 Die sozialkonstruktivistische Metatheorie

Vielleicht ist der ein oder anderen kritischen Leserin schon die Frage gekommen, inwieweit die bisher gemachten Aussagen des Sozialkonstruktivismus denn einer empirischen Überprüfung offenstehen. Außer spezifische empirische Gegenbeweise zu sammeln, etwa historische oder kulturelle Universalien, gibt es keine solche Möglichkeit. Es handelt sich um einen konzeptuellen Rahmen, ein Begriffsgerüst, das nicht empirisch falsifizierbar ist – ebenso wenig wie die Annahmen, daß menschliches Handeln durch kognitive Prozesse, durch unbewußte Bedürfnisse oder Reiz-Reaktions-Verbindungen gesteuert wird.

Dennoch halte ich es für lohnenswert, die im ersten Kapitel erläuterten Grundannahmen zu einem möglichst homogenen Ganzen zu integrieren, in dem die verwendeten Begriffe genau aufeinander gestimmt sind, so daß die Kohärenz und Plausibilität des Ansatzes besser beurteilt werden kann. Ein solches Unterfangen werde ich im folgenden versuchen.

Wie wir sehen werden, ist dieser Versuch nicht zuletzt deshalb fruchtbar, weil bestimmte Probleme und Knackpunkte des Sozialkonstruktivismus nur angesichts einer solchen geschlossenen Konzeption offensichtlich werden. So dient also mein Versuch der Formalisierung nicht zuletzt didaktischen Zwecken: Sie bietet ein gutes Orientierungsschema für die wichtigen Erörterungen über Ansätze und Debatten des Sozialkonstruktivismus, die den Rest des Kapitels ausmachen werden.

Derartige Formalisierungsversuche sind in der mir bekannten Literatur außerordentlich rar: In dem erwähnten Einführungstext von Gergen (2002) geht es auf gerade einmal 3 von 300 Seiten (S.167-170) um ein solches Vorhaben. Dies liegt wohl darin begründet, daß viele Vertreter des Ansatzes aufgrund ihrer erkenntnisrelativistischen, teilweise postmodernen Haltung ihre Theorien gar nicht erst als ‚tiefere Wahrheit‘ anpreisen wollen, eben weil dies mit ihrer Theorie selbst nicht zu vereinbaren wäre. Da meiner Meinung nach begriffliche Klarheit und Explizierung von ontologischen Setzungen die Eigenschaft eines *jeden* Forschungsansatzes sein sollte, werde ich diese Praxis hier nicht fortführen – nicht zuletzt weil gerade sie es ist, die den Einstieg in die Thematik bisweilen sehr erschwert.

Die nun folgenden Absätze recht abstrakter Theorie werden selbstverständlich im Anschluß ausführlich erläutert.

2.1.1 Ontologische und epistemologische Setzungen

Die Welt, in der alle Menschen leben und die hier ‚Soziale Welt‘ genannt werden soll, besteht aus *Diskurs*. Diskurs bezieht sich auf eine ‚äußere Welt‘ (im Sinne eines raumzeitlichen Seins) sowie auf eine ‚innere Welt‘ (im Sinne von subjektiven Erfahrungen einzelner Menschen). Beide diese Welten liegen außerhalb der Sozialen Welt (sind sozusagen Umwelt für sie) und können nicht anders als durch Diskurs erkannt werden. Beide Welten sind also zwar einerseits hypothetischer

Bezugspunkt des Diskurses, werden aber andererseits nicht direkt durch ihn abgebildet. Dies impliziert die erkenntnisrelativistische Auffassung, daß verschiedene Diskursformen die Bezugswelten jeweils *unterschiedlich* fassen.

2.1.2 Struktur und Prozeß der Sozialen Welt

Diskurs ist praktizierte Sprache, kann sprechhaft oder schriftlich („talk and text“) gefaßt sein. Er speist sich aus einer gemeinsamen Sprache, die allen Diskursteilnehmern zugänglich ist. Sprache ist ein Fundus von *Konstruktionen*, der sich im Laufe der Geschichte einer Sprachgemeinschaft angesammelt hat. Eine Konstruktion kann alles das sein, was man im weitesten Sinne als ‚Wissen‘ bezeichnen kann, also von grundlegenden Vorstrukturierungen der Alltagssprache bis hin zu wissenschaftlichen Erkenntnissen. (Der Begriff Konstruktion ist also im Sinne von ‚Konstruiertes‘, nicht im Sinne von ‚Konstruierungsprozeß‘ zu verstehen!)

Konstruktionen sind Produkte von früherem Diskurs und Voraussetzung für neuen Diskurs. Zum Beispiel war der Diskurs, der zur Etablierung von ‚Liebe‘ geführt hat, Voraussetzung für den Diskurs, der sich um Liebeskummer, Eifersucht etc. gedreht hat. Diskurs kann also neue Konstruktionen (d.h. neue Bedeutungseinheiten, neue Wortkreationen oder -implikationen) hervorbringen.

Wir können also Wissen (genauer: Konstruktionen) als Struktur der Sozialen Welt ansehen, Sprache (genauer: Diskurse) hingegen als Prozeß. Wenn man eher die Struktur der Sozialen Welt betonen will, kann man sie äquivalent auch ‚Textwelt‘, ‚semantische Welt‘ oder ‚Bedeutungswelt‘ nennen.

Ob sich eine neue Konstruktion aufrechterhält bzw. gegenüber anderen durchsetzt, ist davon abhängig, ob sie das Zusammenleben der betreffenden Gemeinschaft erleichtert (soziale Funktion) und ob sie den Interessen der mächtigeren Diskursteilnehmer (die eine privilegierte Stellung im Diskurs innehaben, etwa in Form von Medienkontrolle) dient (machterhaltende Funktion). ‚Realistisch‘ gesinnte Sozialkonstruktivisten würden die Realitätsadäquatheit als drittes Kriterium hinzufügen, welche die Frage betrifft, ob eine Konstruktion die Realität eher gut oder eher schlecht einzufangen in der Lage ist.

Je mehr sich eine Konstruktion durchsetzt, um so mehr gewinnt sie an Objektivität und wird zur ‚geteilten Ontologie‘, d.h. der Gegenstand der Konstruktion erscheint den Teilnehmern des sie betreffenden Diskurses subjektiv als real.

2.1.3 Handlung als interpersonelles Strukturmerkmal des Diskurses

Diskurs ist intersubjektiv zugänglich, da er geteilte sprachliche Konstruktionen verwendet. Jeder Diskursteilnehmer kann die Diskursbeiträge also einsehen. Dabei kann er sie als etwas anderes interpretieren, als was sie auf den ersten Blick erscheinen. Wenn ein Redebeitrag z.B. die Konstruktion ‚Es tut mir leid‘ verwendet, kann man dies in seiner wörtlichen Bedeutung interpretieren, also als Auskunft über den inneren Zustand der Sprechenden Person, oder aber man versteht es als *Handlung*, in diesem Fall als Anbieten der Fortsetzung einer Beziehung.

Jene Interpretation ist aber nicht von einem individuellen Deutungssystem abhängig. Welcher Diskursbeitrag als welche Handlung verstanden werden kann, ist

wiederum Sache von sozialen Konventionen. Eine Handlung ist somit vorstellbar als Konstruktion innerhalb einer zwischenmenschlichen Beziehung. Sie ist keine individuelle Tätigkeit, sondern sie erhält ihre Bedeutung (d.h. wird zur Handlung) immer nur durch ein gemeinsames Deutungssystem. Handlungen bestehen somit *zwischen* den Menschen, als Teil ihrer Beziehungen. Die Frage, ob eine Handlung ‚intendiert‘ war oder nicht, führt in die Irre: Wenn wir Handlungen wie Redebeiträge verstehen, sie eben auch als Sprache betrachten, dann sind sie nur in dem Sinne intendiert, daß ein Mensch tut, was er tun wollte. Was dieses Tun aber im interpersonellen Diskurs bedeutet, liegt – wenigstens theoretisch – jenseits seines Horizonts.

Handlungen können sprachlich oder nicht-sprachlich sein. Zwischen einer Willkommengeste und einem verbalen Gruß besteht kein struktureller Unterschied; ebenso wenig zwischen beleidigenden Worten und körperlicher Gewaltanwendung. Alles ist nur als Text lesbar und somit ineinander übersetzbar.

2.2 Diskussion zu 2.1.2: Foucaultsche Diskursanalyse vs. Discursive Psychology

Nehmen wir uns zunächst den zweiten Abschnitt vor. Hier ist davon die Rede, daß Diskurs und Konstruktionen als Prozeß und Struktur des sozialen Geschehens aufzufassen sind. Letztlich ist mit beiden Begriffen auf unterschiedliche Weise gesagt, woraus die soziale Welt besteht: aus Bedeutung, aus Text. Diskurs, gedacht als aktuelle Rede- oder Schreibebeiträge, prozessieren aktuelle Bedeutungen, und Konstruktionen sind die ‚substantielle‘ Voraussetzung und Resultat dieses Ablaufs.

Sozialkonstruktivisten unterscheiden sich nun darin, wieviel Gewicht sie dem einen auf Kosten des anderen zumessen. Inwieweit strukturieren eher die bereits bestehenden Konstruktionen den aktuellen Diskurs vor, also stecken ihm Grenzen ab, und inwieweit bedient sich der Diskurs aus den historisch entstandenen Konstruktionen selektiv für seine ganz bestimmten ‚Zwecke‘? Geht man von einer großen Bestimmungsmacht von etablierten Konstruktionen aus, so bedeutet dies, daß den Diskursteilnehmern bzw. Menschen relativ wenig Handlungsspielraum offensteht. Konstruktionen sind in dieser Sicht sehr zäh und lassen sich nur langfristig, von einzelnen Menschen nahezu unbeeinflusst und unbemerkt, verändern. Die andere Sicht hingegen sieht Konstruktionen eher als Ressource für Handlungen an, d.h. Menschen sind sich den Implikationen der Konstruktionen mehr oder weniger deutlich bewußt und können deren Definitions- und Geltungsmacht für ihre ganz spezifischen Zwecke nutzen. Abgekürzt kann man auch sagen: Nach der einen Sichtweise benutzen Konstruktionen Menschen, nach der anderen Menschen Konstruktionen.

Damit haben wir die beiden Positionen kennengelernt, die sich im gegenwärtigen Sozialkonstruktivismus vor allem gegenüberstehen. Burr (2003) nennt sie *Makro- und Mikro-Sozialkonstruktivismus*, eben weil der eine Strang sich eher für größere soziale Zusammenhänge, also etwa der Beziehung zwischen Konstruktionen, Sozialstruktur und Subjektivität interessiert, der andere dagegen für die alltägliche Diskursarbeit ‚im Kleinen‘, bei der die zur Verfügung stehenden Konstruktionen

als verfügbare Werkzeuge gedacht werden und untersucht wird, wie die Diskursteilnehmer sie in kontextspezifische Handlungen umsetzen.

Die wohl bekannteste Variante der Makro-Position wird *Foucaultsche Diskursanalyse* genannt, weil sie sich maßgeblich auf die Arbeiten des französischen Philosophen und Sozialhistorikers Michel Foucault stützt. Der Ansatz wurde und wird von den Briten Ian Parker, Erica Burman und Carla Willig geprägt. Die Mikro-Position läuft meist unter dem Etikett *Discursive Psychology*, einem Ansatz, der in Großbritannien von Jonathan Potter, Derek Edwards und Margaret Wetherell entwickelt wurde. Parallel entwickelte sich in den USA der (im engeren Sinne) *Social Constructionism*, eine postmoderne Variante des Sozialkonstruktivismus, die sich zwar methodisch deutlich von der Discursive Psychology unterscheidet, jedoch die theoretischen Grundannahmen mit ihr weitgehend teilt und ihr hier daher vorläufig zugeordnet wird.

Unglücklicherweise wird sowohl für Mikro- als auch für Makro-Varianten zuweilen der Begriff *Diskursanalyse* benutzt. Diesen will ich daher hier vermeiden. Eine weitere unklare Begrifflichkeit macht es schwierig, beide Ansätze zusammenzudenken: Foucault nennt das, was ich hier als ‚Konstruktion‘ bezeichnet habe, seinerseits ‚Diskurs‘. Somit muß bei der Lektüre von sozialkonstruktivistischer Literatur immer beachtet werden, welcher Diskursbegriff gemeint ist.

Discursive Psychology

Die Vertreter der Discursive Psychology hingegen reservieren für ‚Konstruktion‘ den Begriff *interpretative repertoire*. Die Wortwahl beschreibt hier sehr treffend die Denkweise des Ansatzes: Für die Discursive Psychology kann eine Konstruktion immer nur in einem bestimmten aktuellen Handlungszusammenhang Verwendung finden: Sie ist quasi eine Ressource für eine Argumentation, die sich, um Gehör zu finden, immer auf die Realität berufen muß. Da aber diese Realität nicht erkennbar ist, ist jene angebliche ‚Berufung‘ auf die Realität in Wirklichkeit immer nur deren interessengesteuerte Interpretation.

Die Discursive Psychology sieht Konstruktionen nicht als zusammenhängende, kohärente Muster, die von sich aus unser Handeln steuern, sondern betrachtet sie eher als kulturelle Bruchstücke, aus denen sich die Handelnden für ihre Interessen selektiv bedienen können.

Soziale Konstruktionsarbeit geschieht also im Alltag. In jeder Situation stellt sich erneut das Problem, wie die Welt zu deuten ist. Insbesondere stellt sich die Frage, in welcher Beziehung ich mich zu meinen Mitmenschen befinde: Habe ich Rechte, habe ich Pflichten? Trage ich Verantwortung? Derartige Fragen lösen sich nicht von selbst.

Treffen sich beispielsweise eine Studentin und ihre Dozentin in einem Cafe, kann alles Mögliche passieren, vom stummen Aneinandervorbeigehen bis zum freundschaftlichen Gespräch. Beide werden sich – freilich in Form vorsichtigen Abtastens – so verhalten, daß ihre jeweils präferierte Interaktionsform zustande kommt. So könnte etwa die Studentin dezent versuchen, ein Gespräch zu beginnen, während die Dozentin durch ihr förmliches Grüßen und nur kurzem

Blickkontakt signalisiert, daß sie es für unangemessen hält, in diesem privaten Rahmen mit Studierenden zu verkehren. Welche anderen gestischen und rhetorischen Mittel stehen beiden offen, um ihre Ziele zu erreichen?

Man könnte ja an dieser Stelle einwenden, daß es doch nicht eine Frage der rhetorischen Mittel ist, die diese Frage entscheidet, sondern eine Frage der ‚Lust‘, also der inneren Einstellung. Wenn die Dozentin nicht mit der Studentin reden *will*, dann tut sie es halt nicht. Basta. Diese Analyse, die strukturell der Herangehensweise der Mainstream-Psychologie entspricht, erscheint der Discursive Psychology aber zu oberflächlich.

Wäre meine ‚innere Einstellung‘ denn genau so ausgeprägt, wenn die Frau, die ich da im Cafe treffe, keine Studentin, sondern eine Dozentinkollegin wäre? Oder gar eine Vorgesetzte? Oder anders: Wäre es dann überhaupt relevant für mein Verhalten, wie mein innerer Lustzustand für eine Konversation aussähe? Nein. Beide Interaktionspartner müssen also zuerst versuchen, die Situation so aussehen zu lassen, daß die je von ihnen präferierte Interaktionsform als die ‚Natürliche‘, ‚Angemessene‘ erscheint. Dabei stützen sie sich mehr oder weniger explizit auf die im sozialen Umfeld gängigen Konstruktionen, die man etwa als ‚Forscher sollten möglichst wenig durch die Lehre belastet werden‘ oder ‚Dozenten sollten für die optimale Betreuung der Studenten sorgen‘ benennen könnte.

Das Beispiel zeigt, daß die Discursive Psychology forschungspraktisch eine mühsame Angelegenheit ist. Denn man muß ja alle möglichen ‚Zeichen‘, die sich die Interaktionspartner geben, nonverbale wie verbale, inklusive Betonung und Sprachmelodie, aufzeichnen und auswerten. Der fordernde, interessiert wirkende Blick der Studentin spielt ebenso eine Rolle wie das gelangweilte und arrogante Lächeln der Dozentin.

Ein noch größeres Problem betrifft die Interpretation. Der Satz ‚Könnten Sie mir eine Frage zur letzten Vorlesung beantworten‘ kann eher als zaghafte Anfrage oder eher als rhetorische Frage betont werden, die die positive Entgegnung der Dozentin schon fast vorwegnimmt. Da die Grenzen diesbezüglich naturgemäß fließend sind, wird die Interpretation zum Problem.

Dennoch gibt es natürlich auch rhetorische Schachzüge, die sehr gut und eindeutig interpretierbar sind. Im vorliegenden Beispiel könnte die Dozentin auf die Frage der Studentin etwa folgendes sagen:

- ‚Tut mir leid, ich bin ein bißchen müde. Kommen Sie morgen in meine Sprechstunde.‘
- ‚Ich finde es eine Unverschämtheit, daß sie mich hier nach Feierabend noch mit ihren Fragen belästigen wollen.‘
- ‚Oh ja, freut mich, legen Sie los!‘
- ‚Da bin ich aber gespannt. Schießen Sie los!‘

Wie kann das sein? Wie kann die Dozentin davon sprechen, daß es sie freut, wo sie doch in Wirklichkeit ‚keine Lust‘ auf Konversation hat (wie ich eingangs definiert hatte). Und in dem anderen Beispiel ist sie sogar ‚gespannt‘. Anscheinend hat die Studentin den ‚Kampf um die Definition der Situation‘ gewonnen. In den anderen Fällen jedoch verliert sie ihn. Immer begründet die Dozentin ihre Entscheidung mit ihrem inneren Zustand: einmal ist es Müdigkeit, das andere Mal Ärger. Sicher wird sie einen entsprechenden Gesichtsausdruck auflegen.

Aber wie fühlt die Dozentin denn eigentlich wirklich? Ich habe aus didaktischen Gründen mal eine ‚Unlust zur Konversation‘ unterstellt, um zu zeigen, daß diese innere Disposition nicht viel mit dem zu tun haben muß, wie sich die Dozentin tatsächlich verhält. Aber diesen ‚exklusiven Zugang‘ zur Innenwelt von Menschen können wir natürlich in der Forschungspraxis nicht haben. Auch wenn wir gewillt wären, der Dozentin den Kopf aufzuschneiden, würden uns die dortigen Neuronennetze auch keine Auskunft darüber geben können. Die Folgerung der Discursive Psychology von alldem sieht so aus:

Man hat keinen Zugang zu den psychischen Zuständen der Menschen (ganz unabhängig davon, wie differenziert oder undifferenziert sie sein mögen). Aber das ist auch nicht weiter schlimm, denn das Handeln der Menschen hängt ohnehin nicht von diesem inneren Zustand ab, sondern von den ihnen zur Verfügung stehenden Konstruktionen, mit denen sie ihre Interessen durchzusetzen versuchen. Unter diesen Konstruktionen (interpretative repertoires) sind auch all die psychologischen Begriffe, welche die Mainstream-Psychologie für eine valide Beschreibung des psychischen Innenlebens hält: Gefühle, Bedürfnisse, Wünsche, Einstellungen, Gedächtnisvorgänge etc.

Dies sei am obigen Beispiel verdeutlicht: Einmal sagt die Dozentin ‚Tut mir leid‘. Im Verständnis der Discursive Psychology ist dies kein Ausdruck eines inneren Zustands des ‚Leidens‘, sondern einfach eine Handlung innerhalb einer Beziehung: Die Dozentin möchte die Studentin nicht zu schroff zurückweisen, daher gibt sie ihr ‚Leidens‘ zu Protokoll. In ähnlicher Weise versucht die Discursive Psychology, andere psychologische Begriffe zu verstehen: eben nicht als Beschreibung eines fest umgrenzten psychischen Zustands, sondern als ‚performativ‘, d.h. als Handlung in einer Beziehung.

Eine entscheidende Frage aber bleibt ungeklärt: Wie kann man in einer Diskurswelt handeln? Was sind die ‚Interessen‘ der Handelnden? Sind auch sie Produkte vom Diskurs, oder gibt es doch so etwas wie individuelle Interessen? Mit diesen Fragen werden wir uns im Laufe der Diskussion zu Abschnitt 2.1.3 beschäftigen.

Foucaultsche Diskursanalyse

Wie wir gesehen haben, betrachtet die Discursive Psychology die menschliche Sprache als das entscheidende Mittel, die Welt zu deuten und in ihr zu handeln. Wer Sprache hat, hat Macht. Damit wird Sprache nicht mehr als Ausdrucksmittel von inneren Zuständen verstanden, wie wir es von der Mainstream-Psychologie gewohnt sind, sondern als zentrales Mittel zur Konstruktion der Welt. Diese Sichtweise ist Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts durch Philosophen wie Ludwig Wittgenstein in intellektuellen Kreisen recht populär geworden. So ist Wittgensteins Begriff ‚Sprachspiel‘ heute fast schon Teil der Alltagssprache.

Daß Wittgenstein von den Sprachrelativisten zitiert wird, sehen die Foucaultschen Diskursanalytinnen als ungerechtfertigt an. Sie verweisen darauf, daß Wittgenstein Sprachspiele immer im Rahmen von ‚Lebensformen‘ (so Wittgensteins Ausdruck), d.h. größeren Handlungszusammenhängen, kulturellen Gewohnheiten etc., wirken sah und sie nicht für allmächtig hielt. (Dieses ‚Zerren‘ an großen Denkern von allen sozialkonstruktivistischen Schulen ist kein Einzelfall,

sondern ist in ähnlicher Weise hinsichtlich Foucault und Jacques Derrida zu beobachten.)

Wer von beiden nun Recht hat, soll uns hier nicht weiter interessieren – sondern nur die Tatsache, daß es den Foucaultschen Diskursanalysten eben um dieses soziale Umfeld von Sprache geht, das Wittgenstein ‚Lebensform‘ nannte. Sie stimmen der sprachrelativistischen Sichtweise zwar im Grunde zu, doch gehen sie einen Schritt weiter und fragen, woher bestimmte Arten von Sprache kommen, warum sich Sprache verändert und was sie bei den Menschen bewirkt.

All diese Fragen blieben ja bei der Discursive Psychology völlig ausgeklammert: Sprache wird hier als gegebene Ressource behandelt, die jedermann gleichermaßen offensteht. Zudem wird Sprache unabhängig von der Psyche der Person gesehen, d.h. Sprache bestimmt zwar das Handeln, nicht aber das Fühlen.

Den Foucaultschen Diskursanalysten ist diese Sicht von Sprache im Ganzen zu oberflächlich. Sie nehmen das Postulat in der Metatheorie ernst, daß Sprache zwar einerseits formt, aber andererseits immer auch schon geformt ist – eben durch früheren Diskurs. Während die Discursive Psychology eher glaubt, daß Menschen die Welt in ihrem Alltag immer erst wieder neu deuten, betont die Foucaultsche Diskursanalyse, daß die Welt immer schon in großem Umfang gedeutet ist und daß die bestehenden Freiheitsgrade für die Menschen oft äußerst gering sind. In einer Kultur beispielsweise, die an sexuellen Orientierungen nur die Alternativen ‚Hetero‘ und ‚Homo‘ zuläßt, hat der einzelne wenig Auswahl, sich zu definieren.

Hinzu kommt im vorliegenden Beispiel freilich noch, daß die Wahl zusätzlich eingeschränkt ist, weil die Möglichkeit ‚Homo‘ nur beim Akzeptieren größter gesellschaftlicher Sanktionen wählbar ist. Diese Sanktionen sind freilich ein Produkt gesellschaftlicher Traditionen: Religiöse Vorstellungen fließen ebenso mit ein wie wirtschaftliche Zwänge (etwa die Bevorzugung der Kleinfamilie im Zuge der Industrialisierung).

An diesem Beispiel wird also gut deutlich, was mit ‚makro‘ gemeint ist: Zwar ist Sprache immer noch Gegenstand der Analyse, aber sie ist untrennbar verbunden mit gesellschaftlichen Institutionen, soziokulturellen Traditionen und den sozialstrukturellen („materiellen“) Verhältnissen. Sprache ist somit nicht mehr Ressource für eine situationsspezifische Wirklichkeitsproduktion, sondern sie ist ein äußerst subtiles Mittel der Machtausübung. Von Interesse ist daher auch nicht mehr so sehr, in welchen spezifischen Situationen welche Worte verwendet werden, sondern wie Sprache überhaupt strukturiert ist, wie sie sich unter dem Einfluß gesellschaftlicher Bedingungen verändert und wie diese Veränderungen auf das Leben der Menschen zurückwirken.

Ähnlich wie bei der Discursive Psychology ist auch hier der psychologische Diskurs ein besonders einschlägiges Beispiel für das Wirken von Sprache. Was bedeutet es denn für Menschen, wenn sie sich selbst zum Gegenstand der Analyse machen? Wie wird dieser Gegenstand dadurch verändert? Was bedeutet es, in sich einen Sexualtrieb zu wittern, oder leidenschaftliche Liebe, oder eine Depression? Wird nicht zu gewissem Grade der ‚Gegenstand‘ selbst erst durch seine Benennung erschaffen? Ginge es den Menschen nicht deutlich besser, wenn sie, anstatt in ständiger Sorge um ihr Selbst (um ihre ‚seelische Gesundheit‘, wie es

neuerdings heißt) verschiedenste Psycho-Techniken zu praktizieren, lieber in gelassener Selbstvergessenheit, in gleichmäßigem ‚Flow‘ leben würden?

Doch von der Anwendung zunächst zurück zur Theorie. Die obigen Beispiele lassen erahnen, daß der *Diskursbegriff* dieses Ansatzes um einiges komplexer ist als der der Discursive Psychology. Ich habe in den vorigen Abschnitten deshalb immer der Klarheit wegen von ‚Sprache‘ gesprochen anstatt von Konstruktionen, und zwar aus dem einfachen Grund, daß die Foucaultschen Diskursanalysten – wie bereits erwähnt – nicht dieselbe Terminologie benutzen, wie ich sie in meiner Metatheorie verwandt habe: Was ich dort als ‚Konstruktion‘ bezeichnet habe, betiteln sie ‚Diskurs‘.

Im Gegensatz zur Discursive Psychology, die den Diskursbegriff nur im Singular benutzt und damit allgemein praktizierte Sprache (Rede oder Geschriebenes) bezeichnet, steht er hier für thematisch abgrenzbare Wissensbereiche, über die Menschen sprechen. So gibt es beispielsweise einen Diskurs des Verbrechens, einen des Computers oder einen des Sozialkonstruktivismus (aus dem ich hier gerade schöpfe; nicht: zu dem ich beitrage!). Selbstverständlich kann es auch zu demselben ‚Objekt‘ mehrere Diskurse geben, die unterschiedliche Aspekte betonen. So könnte man hinsichtlich Schule etwa Diskurse unterscheiden, die man ‚Schule als kapitalistische Wissensfabrik‘ oder ‚Schule als Bildungsspende fürs Leben‘ bezeichnen könnte. Immer gehen implizite Wertungen des ‚Objekts‘ einher; eine neutrale Beschreibung von Schule ist nicht möglich. (Mit ‚Objekt‘ ist natürlich nichts ‚Objektives‘ gemeint, sondern ein Teil eines übergeordneten Diskurses, der Schule von anderen Dingen der Welt trennt.)

So wird auch verständlich, wenn Foucault sagt, ein Diskurs forme die Dinge, von denen er spricht. Gemeint ist nämlich nicht, daß eine Außenwelt geleugnet wird, in der es etwas gibt, über das man sprechen kann, sondern daß sich Menschen dieses Etwas durch bestimmte Metaphern, Geschichten, Begriffe etc. erklärlich machen und dadurch bestimmte Aspekte betonen, andere vernachlässigen.

Um ein anderes Beispiel zu nennen: Man kann einen Menschen mit bestimmtem unnormalem Verhalten als ‚geisteskrank‘ (man beachte die Metapher!) bezeichnen, oder aber als ‚von Gott gesandt‘, oder einfach nur ‚unterhaltsam‘. Je nachdem, welches Verständnis zur Anwendung kommt und im Zuge dessen auch das konkrete Verhalten dem betreffenden Menschen gegenüber bestimmt, wird sich dieser in seinem eigenen Verhalten auch unterschiedlich entwickeln. Die Geisteskrankheit wird somit – zumindest teilweise – durch die Etikettierung (und ihre praktischen Folgen!) erst produziert. In diesem Fall besteht die Formung des Diskursgegenstands also nicht nur in einer selektiven Merkmalsauswahl, sondern auch in einer direkten Rückwirkung des Diskurses auf den Gegenstand selbst. Mit derartigen Phänomenen hat es die Psychologie, wie leicht nachzuvollziehen ist, oft zu tun.

Diskurse sind also Redeweisen und Praktiken, die aus der Fülle und Komplexität der Welt bestimmte Aspekte herausgreifen, mit denen sie die Dinge der Welt einordbar machen: Gesunde können von Kranken unterschieden werden, Homo- von Heterosexuellen, Männer von Frauen, Gedanken von Gefühlen, die Wahrheit von der Richtigkeit, das Individuum von seiner Gesellschaft, die geistige Innenwelt von der materiellen Außenwelt – um nur einige wichtige Konstruktionen unserer westlichen Welt zu nennen.

Damit wird aber auch deutlich, daß sich Foucaultsche Diskursanalysten durchaus nicht um die Frage herumdrücken wollen, inwiefern an den unterschiedlichen Diskurse ‚etwas Wahres dran‘ ist oder nicht. Es sind nicht etwa alle Konstruktionen ihrem (hypothetischen) Gegenstand gleich angemessen. Der berühmte Ausspruch von Jacques Derrida ‚Es gibt nichts außerhalb des Textes‘ heißt nicht etwa, daß alles möglich ist, daß ‚anything goes‘, sondern lediglich, daß wir die Welt nicht ungedeutet erkennen können. Nichtsdestotrotz stehen uns aber Mittel bereit zu beurteilen, wie adäquat eine Deutung ist. Dieses Thema wird im folgenden Abschnitt unter dem Stichwort ‚Realismus‘ ausführlicher behandelt.

Bleibt noch zu ergänzen, daß es für den Diskursbegriff der Discursive Psychology kein Äquivalent in der Foucaultschen Diskursanalyse gibt – ganz einfach deswegen, weil man hier nicht am situationspezifischen Prozessieren von Bedeutung interessiert ist, sondern vielmehr an den kulturellen Ressourcen für dieses Prozessieren. Foucaultsche Diskursanalysten betrachten also ein Interview mit einem Sportler nicht als Diskurs, sondern sehen die Gesprächspartner auf verschiedene Diskurse zurückgreifen. In diesem Sinne manifestieren sich Diskurse in ‚talk and text‘, sind es aber nicht selbst.

Folgendes Zitat soll die Diskussion um den Diskursbegriff der Foucaultschen Diskursanalyse zusammenzufassen und abschließen:

„Ein Diskurs ist demnach eine thematisch abgrenzbare und in sich stimmige Konfiguration von Worten, Begriffen, Metaphern, rhetorischen Mitteln, Aussagen, Bewertungen, Geschichten u. dgl. m. (z.B. zum Thema „Überwachen und Strafen“, Foucault, 1979). Er manifestiert sich in irgendwelchen Texten i.w.S. (z.B. in Büchern). In einem Diskurs wird Realität gesetzt (z.B. die von Hexen). Ein Diskurs ist institutionell verankert (z.B. in Rechtsinstanzen). Zu ihm gehören bestimmte Personen (z.B. Ankläger), ausgestattet mit einem bestimmten Habitus (z.B. Überzeugungen). Oft ist ein Diskurs baulich objektiviert (z.B. in Gefängnissen) und zu ihm gehören bestimmte soziale Praktiken (z.B. Überwachen). Meist stützt er sich auf Erkenntnisse (z.B. psychologische) und Wertungen (z.B. religiöse). Diskurse werden machtpolitisch interessiert hergestellt, verbreitet und durchgesetzt (z.B. zum Zwecke der Sicherung einer ökonomischen Vorrangstellung).“ (Laucken, 1997, S.558, in Anschluß an Parker, 1990)

Ich habe schon angedeutet, daß für die Foucaultschen Diskursanalysten Sprachanalyse kein Selbstzweck ist, sondern Mittel für die Analyse von Machtbeziehungen. *Macht* äußert sich in Sprache, und Sprache schafft bestimmte Machtgefälle. Werden einige Menschen als geisteskrank etikettiert, ist dies mit einem extremen Machtverlust bei diesen verbunden. Sie sind einem Großteil ihrer Grundrechte beraubt, können gegen ihren Willen festgehalten, isoliert und betäubt werden, ohne eine Möglichkeit zu haben, dagegen vorzugehen. Ganz ähnlich ist es bei Menschen, die als Schwerverbrecher etikettiert werden. Dieses zweite Beispiel zeigt, daß Macht nichts Negatives sein muß, sondern daß sie viele wertvolle Dienste für die Gesellschaft erfüllt. Foucault hat sich daher auch sehr mit einer moralischen Bewertung seiner Studien zurückgehalten; dies wollte er seiner Leserschaft überlassen (von der er sich nichtsdestotrotz eine politische Deutung und eine entsprechende linksgerichtete Freiheitsbewegung erhoffte).

Die Vertreter der Foucaultschen Diskursanalyse sehen dies etwas anders. Für sie ist *Gesellschaftskritik* nicht nur Sache der politischen Sphäre, sondern auch der wissenschaftlichen. Soll heißen: Welche Institutionen und Praktiken einer

Gesellschaft negative Auswirkungen für ihre Mitglieder haben, ist nicht einfach Sache der subjektiven Interpretation oder der politischen Gesinnung (links vs. rechts), sondern läßt sich wissenschaftlich untersuchen. (Darin folgt die Foucaultsche Diskursanalyse der soziologischen ‚Kritischen Theorie‘, mit der Namen wie Adorno, Horkheimer, Habermas und Honneth verbunden sind. Umstritten ist aber vor allem unter den Sozialkonstruktivisten, ob die hierfür vonseiten der Vertreter der Kritischen Theorie vorgesehenen ethischen Setzungen des guten Lebens notwendig sind oder nicht.)

Diese kritische Funktion des Sozialkonstruktivismus, die freilich diesem immer schon innewohnte, hat in den letzten Jahren immer mehr an Bedeutung gewonnen. Auch die Discursive Psychology versucht neuerdings auf diesen Zug aufzuspringen (vgl. Hepburn, 2003). Um es noch einmal zu betonen: Mit ‚Kritik‘ ist hier nicht die disziplinimmanente Kritik an der Mainstream-Psychologie gemeint, die ohnehin jedem sozialkonstruktivistischen Ansatz implizit ist, sondern an gesellschaftlichen Vorgängen und Verhältnissen. Gegenstand der Kritik sind klassischerweise ungleiche Lebenschancen und Reichtumsverhältnisse, insbesondere von benachteiligten gesellschaftlichen Gruppen (Frauen, Schwarze, Behinderte, Schwule, ethnische Minderheiten). An diesem Thema Interessierte finden in einer anderen Arbeit von mir (von Tiling, 2004) mehr dazu.

Dennoch kann Gesellschaftskritik natürlich Psychologiekritik (d.h. Kritik an der Wirkungsweise psychologischer Institutionen) miteinschließen. Kehren wir hierfür kurz zu unserem Beispiel zurück: Welchen Vorteil hat es für die Gesellschaft, bestimmte unliebsame Menschen lieber als geisteskrank zu bezeichnen anstatt etwa als ‚von bösen Geistern besessen‘? Wer krank ist, der kann auch wieder gesund werden und hat vor allem auch selbst ein Interesse daran. Den Betroffenen wird nahegelegt, ‚an sich zu arbeiten‘ und den therapeutischen Prozeß aktiv voranzutreiben. Allgemein gesprochen vermag die Psychologie das Problem in die Person hineinzuverlagern, zu subjektivieren: Aus der Unzufriedenheit mit dem Arbeitsplatz wird eine ‚Depression‘ gemacht, aus der verzweifelten Reaktion auf einen Arbeitsplatzverlust eine ‚Anpassungsstörung‘.

Der psychologische Diskurs beinhaltet demnach Macht auf eine besonders subtile Weise: Indem sich eine Person als fragiles und anfälliges Selbst kennenlernt, das gepflegt und trainiert werden muß, wird sie dazu angehalten, Macht über sich selbst auszuüben. Sie lernt, sich über verschiedenste Techniken an die Erfordernisse der jeweiligen Gesellschaft anzupassen. Kurz: Sie wird regiert und kontrolliert, ohne daß sie es merkt. Dies hat, so denke ich, besondere Aktualität in unserer gegenwärtigen Gesellschaft, in der Schlagworte wie ‚Flexibilisierung‘ und ‚Ich-AG‘ en vogue sind, in der der einzelne sich immer mehr als Ware auf einem launischen Arbeitsmarkt begreifen muß etc.

Natürlich sollte der Einfluß der psychologischen Wissenschaft nicht überschätzt werden. Das gegenwärtig vorherrschende individualistische Menschenbild wird von verschiedensten anderen Institutionen und Gruppierungen propagiert. Ohne Zweifel hat die Psychologie aber an der Legitimation dieses Menschenbilds großen Anteil – neuerdings besonders in Form der Hirnforschung, die in teilweise grotesker Weise eindeutig kulturell geformte menschliche Eigenschaften durch die Lokalisation im Hirn naturalisieren will. (Dies soll wiederum nicht heißen, daß Hirnforschung nicht auch sinnvolle Anwendungsgebiete hätte – vgl. Kapitel 1.)

Während die Discursive Psychology es sich in einer kleinen, aber sicherlich engen Nische bequem gemacht hat, stellen sich in der Konzeption der Foucaultschen Diskursanalyse viele interessante, aber äußerst schwierige Fragen: Wie genau bringt man denn die Realität konzeptuell unter? Wie Handlungen? Wenn Diskurse sich ihre Objekte zu einem Teil erst erschaffen – wie ist dann das Entstehen von Subjektivität zu konzeptualisieren? Und braucht Kritik nicht immer auch eine ethische Konzeption des guten Lebens – welche sich ja wiederum nur aus eben diesen Studien zur Subjektivität, also zur ‚gesellschaftlichen Natur‘ des Menschen herleiten ließe? Wir werden alle diese Fragen noch erörtern! Fangen wir mit der ersten an.

2.3 Diskussion zu 2.1.1: Realismus vs. Relativismus

Jene gegenüberstehende Ansätze – makrosoziale Foucaultsche Diskursanalyse und mikrosoziale Discursive Psychology – haben sich immer weiter voneinander entfernt und bekämpfen sich teilweise sogar direkt. Das kann meiner Meinung nach aber kaum theoretische Gründe haben, denn eigentlich sind beide Ansätze nicht unvereinbar, sondern befinden sich lediglich auf verschiedenen Analyseebenen, wie die obige Unterscheidung von ‚mikro‘ und ‚makro‘ gezeigt hat. Der Grund für die Auseinandersetzung liegt wohl vielmehr in zwei anderen, mehr oder weniger parallel laufenden Unterscheidungen: zum einen in der eben schon angeklungenen unterschiedlichen methodischen Herangehensweise (‚intuitiv‘ vs. ‚empirizistisch‘, vgl. Kapitel 3.1), zum anderen aber auch darin, daß sie in bestimmten philosophischen Vorannahmen, die ich oben als ‚ontologische und epistemologische Setzungen‘ (Postulate über das, was existiert, und das, was erkennbar ist) bezeichnet habe. Um letztere soll es im folgenden gehen.

Kommen wir also zum ersten Abschnitt der Metatheorie. Hier wird gesagt, daß wir in einer Welt leben, die aus bedeutungshaften Diskursen besteht. Wir leben nicht etwa in einer Welt, die aus unseren je eigenen ‚inneren Erlebnissen‘ besteht. Diese sind immer nur ‚eine Frage des Blicks‘, und dieser Blick hängt von den Diskursen ab. Wir haben zwar die Fähigkeit zur Introspektion, zur Innen-Schau, aber was wir da sehen (z.B. Liebe), bestimmt die Brille die wir tragen, und die heißt: Diskurs(e). Ebenso hindert uns unsere Diskursbrille zu erkennen, was ‚da draußen‘, also in der äußeren Welt vor sich geht. Wir leben immer in einer *gedeuteten* Welt.

Dennoch bestreitet keiner der beiden Positionen, die wir kennengelernt haben, daß sich ‚da draußen‘ und ‚da drinnen‘ irgend etwas befindet (wie es hinsichtlich ‚da draußen‘ wohl der sogenannte Radikale Konstruktivismus tun würde, s.o.). Die Meinungen gehen einzig und allein darüber auseinander, ob unsere Diskursbrillen so stark verzerren können, daß den Konstruktionsmöglichkeiten hinsichtlich der Außen- und Innenwelt keine Grenzen gesetzt sind, oder ob man nicht doch gewisse Regelmäßigkeiten von unterschiedlichen Konstruktionen ausmachen kann, die darauf hindeuten, wie die Außen- und Innenwelt tatsächlich beschaffen ist. Für die eine Position ist also die durch die Diskurse bewirkte Abbildung der Realität in unsere soziale Wirklichkeit *beliebig formbar*, für die anderen hingegen hat sie *klare Grenzen*, muß also die Realität in irgendeiner Form berücksichtigen. Die erste Position nennen wir von jetzt an *relativistisch*, die zweite *realistisch*.

Diese Unterscheidung ist nicht primär ontologisch (d.h. die Existenz eines Objekts betreffend) gemeint, da ja beide Positionen die Existenz einer Realität annehmen. Eher muß die Unterscheidung als epistemologisch (d.h. die Erkennbarkeit eines Objekts betreffend) verstanden werden, weil eben die realistische Seite diese Realität als zumindest in Teilaspekten erkennbar, d.h. in Diskurs abbildbar ansieht, während die relativistische Seite die Realität als prinzipiell unabbildbar bzw. beliebig ausdeutbar ansieht. Andererseits sind auch die Realisten sehr vorsichtig in der Anerkennung von Realitäten, weswegen sie sich auch ‚kritisch-realistisch‘ nennen. Weil also das Begriffspaar ontologisch-epistemologisch auch nicht völlig trennscharf für unsere Zwecke sein kann, sollten wir lieber mit genauen Beschreibungen als mit diesen ‚Labels‘ weiterarbeiten.

In grober Verallgemeinerung gilt sicherlich: Diskursive Psychologen nehmen meist die relativistische Position ein, Foucaultsche Diskursanalysten die realistische. Zwar sind die beiden Wahlmöglichkeiten theoretisch eigentlich unabhängig, aber überraschend ist die recht eindeutige Zuordnung sicherlich nicht: Wer eher die mikrosozialen Argumentationskniffe der Menschen studiert, wird wohl eher zu der Ansicht gelangen, daß eigentlich ‚alles möglich‘ sein muß, daß neuen Konstruktionsmöglichkeiten keine Grenzen gesetzt sind, wie etwa das Beispiel des Politikers, der *jedes* Wahlergebnis noch als Erfolg erscheinen lassen kann, verdeutlicht. Wer hingegen die makrosozialen Konstruktionsentwicklungen studiert, der bekommt viel mehr die größeren gesellschaftlichen Zusammenhänge in den Blick, die mit bestimmten Konstruktionen verbunden sind. Er wird also zu dem Ergebnis kommen, daß Konstruktionen immer auch mit einer ‚objektiven‘ sozialen Wirklichkeit, etwa der Arbeits- und Reichtumsverteilung, zu tun haben müssen und somit nicht zufällig sind.

Kritischer Realismus

Im Jahre 1999 erschien eine Trilogie von sozialkonstruktivistischen Sammelbänden (Nightingale & Cromby, 1999; Parker & The Bolton Discourse Network, 1999; Willig, 1999d), die sich entschieden gegen die postmodernen und relativistischen Varianten des Sozialkonstruktivismus richten und statt dessen die Begründung eines eher realistisch orientierten Ansatzes befürworten. Während bis dahin noch die Vertreter beider Richtungen in gemeinsamen Publikationen vorzufinden waren, wurde mit diesen provokativen Werken ein Keil zwischen beide getrieben. Ich werde im folgenden die wichtigsten Argumente dieser Diskussion kurz wiederzugeben versuchen.

Der Gedankengang hin zum Realismus ist der folgende: Der Sozialkonstruktivismus würde zu einer ‚brotlosen Kunst‘, wenn er alle Konstruktionen gleichermaßen als ‚pures Geschwätz‘ entlarven und dekonstruieren würde. Sind nicht manche Konstruktionen zuverlässiger als andere? Ist nicht die Konstruktion, daß Frauen zum Glücklichein die Fürsorge und Pflege ihrer Familie brauchen, stärker anzuzweifeln, als daß jeder Mensch so etwas wie ‚Menschenwürde‘ braucht? Gewiß sind beides stark kulturell geprägte Konstruktionen. Aber gibt es nicht, so könnte man fragen, etwas Grundlegendes, gleichsam Angeborenes im Menschen, das nach der Beachtung und Wertschätzung durch die Mitmenschen strebt? Wenn man dies dann, gewiß etwas pathetisch und umständlich, als ‚Menschenwürde‘

etikettiert, heißt das ja noch lange nicht, daß es nicht tatsächlich etwas gibt, was mit diesem modischen Begriff zusammenhängt.

Der Tenor dieser Vorwürfe an den Relativismus lautet daher: Wer einfach nur dekonstruiert und den Rest dann dem Common-Sense überläßt, macht es sich zu einfach. Der Sozialkonstruktivismus muß auch sagen können, *warum* etwas konstruiert wurde und warum es so und nicht anders konstruiert wurde. Damit geht die Einsicht einher, daß Menschen nicht konstruieren können, wenn nicht ein ‚Etwas‘ vorhanden ist, das konstruiert *werden kann*. Diese Position vertritt beispielsweise der Philosoph John Searle (1997), der sich leidenschaftlich für den Realismus einsetzt. Andererseits gibt im philosophischen Milieu viele wichtige Denker (z.B. der Pragmatist Richard Rorty oder der Postmodernist Jacques Derrida), die diese Sichtweise strikt ablehnen. Wir können an dieser Stelle natürlich keine philosophischen Probleme lösen; daher folgen wir hier einfach mal der Argumentation der Realisten und sehen, was sich als deren Ergebnis ergibt.

Die Argumentation der Realisten geht vor allem in eine praktisch-politische Richtung: Was wäre denn, fragen sie, wenn man etwa Menschenwürde als lächerliches Konstrukt entlarven würde, das ein paar romantische Geister mal erfunden haben? Dann wäre alle Legitimation für eine Politik, die die Menschenwürde schützen will, verspielt. Was es nicht gibt, kann man auch nicht schützen. Ob ‚würdig‘ mit Menschen umgegangen wird oder nicht, könnte man folgern, spielt dann doch eigentlich keine Rolle. Oder allgemeiner: Da der Mensch keine festen Eigenschaften besitzt, sondern sich an beliebige äußere Bedingungen seelisch anpassen kann, braucht nicht länger auf solch ‚weiche‘ Variablen wie die Menschenwürde oder das Bedürfnis nach Sicherheit und soziale Einbindung Rücksicht genommen zu werden. So stehen etwa ökonomischen oder militärischen Interessen keine ‚Rücksichten‘ mehr im Wege; wenn sich der Mensch erst einmal an seinen Status als Ware, die sich auf dem Markt flexibel anbieten muß, und als Kriegsmaschine, die sein eigenes Leben aufs Spiel setzen muß, gewöhnt hat, ist er doch ebenso glücklich wie zuvor. Ergo, folgern die Realisten, führt der Relativismus geradewegs ins moralische Desaster.

Relativismus

Wie man sich leicht vorstellen kann, sind die Relativisten damit erst mal in der Defensive. Sie versuchen die Argumentation der Realisten ihrerseits nun als rhetorischen Kniff zu entlarven, der kein Argument für den Realismus ist, sondern diesen bereits voraussetzt. Damit versuchen sie sich wiederum eine Stufe höher als die Realisten zu stellen und schmunzelnd auf deren neue realistische Gehversuche herabzublicken. Besonders das Beispiel des Holocaust hat es beiden Seiten ange-tan: Die Realisten holen damit quasi die moralische Keute heraus und fragen die Relativisten, ob ‚der Holocaust‘ denn auch eine zufällige Konstruktion sei, oder ob das Wort – so vielfältig es auch im politischen Alltag Gebrauch und Mißbrauch findet – nicht auch irgend etwas mit den realen Vorgängen in Mitteleuropa in den 40er Jahren zu tun habe. Für die Relativisten ist dies freilich die falsche Frage. Sie halten es für widersinnig, mit Worten reale Vorgänge legitimieren zu wollen. Ihrer Meinung nach muß das Wissen um reale Vorgänge also quasi in den Common Sense ausgegliedert werden; der Sozialkonstruktivismus hingegen kann immer

nur beschreiben, wie eine vom Sprecher für real gehaltene Tatsache an seine Mitmenschen für real verkauft wird. Bestes Beispiel: Der Realismus ist wahr, weil man sonst den Holocaust anzweifeln müßte. Ob etwas (z.B. der Realismus) denn nun wahr sei oder nicht, halten die Relativisten gar nicht für eine zu entscheidende Frage.

Diskussion

Mit diesem Zugeständnis, durch das die Relativisten durch die Angriffe der neu entstandenen realistischen Bewegung gezwungen werden, verlieren sie – so scheint mir – einiges von ihrem Glanz. Letztlich scheinen sie also nichts weiter als Rhetorikforscher zu sein: Sie erforschen, mit welchen Argumenten etwas als wahr verkauft wird. Wie stichhaltig diese Argumente sind und ob dieses Etwas wirklich wahr ist oder nicht, können sie nicht entscheiden.

Andererseits bewegen sich die Relativisten freilich auf sicherem Terrain, indem sie keine gewagten Hypothesen über die Realität anstellen. Auch haben sie es, wie wir noch sehen werden, wesentlich leichter als die Realisten, zuverlässige und (wenigstens etwas) standardisierte Methoden zu finden.

Ist die ganze Auseinandersetzung nicht rein philosophischer Natur und forschungspraktisch irrelevant? Der Verdacht liegt nahe, daß die Diskussion tatsächlich unnötigerweise aus der Philosophie importiert wurde. Wer sich etwa bei Searle (1997) oder Rorty (2000) die philosophischen Positionen genauer vergegenwärtigt, merkt schnell, daß es lediglich um die philosophische Frage geht, ob es Sinn macht, von ‚Wahrheit‘ zu sprechen, daß aber diese Frage keinerlei Implikationen für angewandte wissenschaftliche Forschung besitzt. Während die Realisten als Gütekriterium von Forschung Objektivität (also Übereinstimmung mit der Realität) ansehen, die natürlich immer nur hypothetisch sein kann, wollen die Relativisten aufgrund dieser Unsicherheit dann lieber gleich nur von ‚Intersubjektivität‘ sprechen.

Auch hier scheint die Diskussion nur deshalb brisant zu werden, weil die politischen Implikationen der Positionen umstritten sind. Während Searle etwa fürchtet, die Abschaffung des Wahrheitsbegriffs öffne der Ökonomisierung der Universität Tür und Tor, sieht Rorty zwar auch diese Gefahr, nimmt sie aber kurzfristig in Kauf, um langfristig seine Vision einer freieren Universität durchzusetzen. Zwei Zitate sollen diese Positionen verdeutlichen:

„Ich glaube tatsächlich, daß philosophische Theorien einen erheblichen Unterschied für jeden Aspekt unseres Lebens machen. Meiner Meinung nach ist die Verwerfung des Realismus, die Leugnung ontologischer Objektivität, eine wesentliche Komponente der Angriffe auf epistemische Objektivität, Rationalität, Wahrheit und Intelligenz im zeitgenössischen intellektuellen Leben. (...) Der erste Schritt im Kampf gegen den Irrationalismus (...) ist eine Widerlegung der Argumente gegen den externen Realismus und eine Verteidigung des externen Realismus als Voraussetzung großer Gebiete des Diskurses.“ (Searle, 1997, S. 206)

„...daß eine Kultur, in der wir nicht mehr wie der Skeptiker nach der wirklichen Annäherung an die Wahrheit fragen, besser wäre als eine Kultur, in der von Philosophieprofessoren die Versicherung abverlangt wird, wir steuerten tatsächlich auf die Wahrheit zu. In einer solchen Kultur wären wir nämlich weit empfänglicher für die

herrliche Vielfalt der menschlichen Sprachen und der mit diesen Sprachen einhergehenden sozialen Praktiken..." (Rorty, 2000, S. 15)

Ganz ähnlich sehen ja die (oben bereits angeschnittenen) Argumente zwischen den Realisten und Relativisten hinsichtlich der Möglichkeit von Kritik aus: Beide Positionen wollen mit ihrer Forschung in kritischer Weise gesellschaftlich etablierte Begriffs- und Wertmuster infragestellen. Die Realisten meinen nun, daß dies nur mit einer Vorstellung von Realität möglich sei, auf die sich Kritik stützen und sich somit legitimieren könne. Nur wenn man als gegeben annehme, was Menschen de facto brauchen und was ihnen de facto verwehrt wird, könne sich sinnvoll eine Kritik (im Sinne einer Anprangerung von gesellschaftlichen Mißständen) ergeben. Die Relativisten hingegen argumentieren, daß gerade das Beharren auf einer bestimmten Realität konservativ und gerade unkritisch sei, weil die Realitäten ja immer nur aus den etablierten Diskursen abgeleitet sein könnten und diese daher weiter bestärkten.

Zunächst bleibt also festzuhalten: Angewandte Wissenschaft muß immer – und sei es nur implizit – ontologische Setzungen vornehmen, denn sonst gibt es ja nichts zu erforschen. Die Relativisten setzen ja immerhin auch Diskurse als existent. (Dies allerdings würden sie so nicht zugeben: In meiner Metatheorie würden sie sowohl über den ersten Abschnitt die Nase rümpfen, als auch den Begriff ‚Konstruktion‘ ablehnen, eben weil für sie *alles* Konstruktion ist.) Die ganze Realismus-Relativismus-Debatte ist also, so meine ich plausibel gemacht zu haben, vielleicht für die Philosophie, sicherlich jedoch nicht für den Sozialkonstruktivismus nützlich.

Was nun die Frage nach den politischen Implikationen der ein oder anderen Redeweise betrifft, so geht nach meiner Einschätzung die realistische Seite als Sieger der Debatte hervor. Daß ihre Argumente allgemein stichhaltiger erscheinen, hat aber wohl auch mit dem gegenwärtigen intellektuellen Klima zu tun: Angesichts der Terroranschläge vom 11. September und der wirtschaftlichen Krise in weiten Teilen der Welt bei gleichzeitig fortschreitender Neoliberalisierung gibt es wieder ein gesteigertes Interesse an der Verständigung über grundlegende Werte und nicht zuletzt auch an gesellschaftlicher Veränderung, wie das rasante Anwachsen der globalisierungskritischen Bewegung zeigt. In einem solchen krisenbewußten Klima hat ein verspielter Postmodernismus wahrscheinlich nicht (mehr) viel Chancen.

An dieser Stelle bietet es sich an, kurz auf den *postmodernen Strang des Sozialkonstruktivismus* einzugehen (den ich bis hierhin ja immer der Discursive Psychology zugeschlagen hatte). Am Beispiel der politischen Implikationen der Ansätze wird nämlich die Differenz modern vs. postmodern besonders deutlich. Wer sich der Moderne verpflichtet fühlt, ist der Meinung, daß man die Welt – trotz aller Erkenntnisschwierigkeiten – immer noch am besten durch eine *Theorie* beschreiben und verändern kann, welche die Welt in ihren ‚tiefliegenden‘ Strukturen begreifbar macht. Freilich ist man als moderner Sozialkonstruktivist immer mit dem Vorwurf konfrontiert, daß man das eigene Postulat des kritischen Infragestellens von Wahrheiten nicht auf sich selbst anwendet, wenn man seine eigene Position als Wahrheit verkauft. Diese *Reflexivität* des Ansatzes berücksichtigt die postmoderne Position sehr viel besser, indem sie sich von vornherein nicht als Wahrheit verstehen will. Ob diese selbstkritische Haltung aber

Sinn macht, wenn man berücksichtigt, daß Wissenschaft per definitionem der Wahrheit verpflichtet ist, ist eine schwierige Frage. Zumindest aus moderner Sicht müßte man den postmodernen Sozialkonstruktivismus dann streng genommen Poesie nennen, die also eher der Schönheit als der Wahrheit verpflichtet ist.

Die Eigenschaften ‚relativistisch‘ und ‚postmodern‘ sind wie gesagt nicht völlig deckungsgleich. So gibt es im Spektrum der Ansätze mindestens zwei verschiedene Relativismen: einen modernen, den wir in Form der Discursive Psychology bereits kennengelernt haben, und einen postmodernen, der maßgeblich von Kenneth Gergen geprägt wird. Gergens postmoderner Ansatz unterscheidet sich von der Discursive Psychology weniger in der Theorie als in der methodischen Herangehensweise: Die ausgetüftelten, sehr datennahen Analyseverfahren von Potter & Co stehen in fundamentalem Gegensatz zu dem empirieskeptischen, interpretativen Blick Gergens.

Wie sieht es nun bei den Postmodernisten mit den politischen Implikationen, mit der Möglichkeit von Kritik aus? Sie agieren da ähnlich wie die Discursive Psychology, aber eher etwas forscher: Als erste Annäherung hilft hier vielleicht Rortys (2000) Unterscheidung zwischen ‚Radikalist‘ und ‚Utopisten‘ weiter: Radikalisten versuchen zu sozialem Wandel beizutragen, indem sie tieferliegende gesellschaftliche Strukturen sowie innere Zieleigenschaften des Menschen postulieren, die einander widerstreben, d.h. soziale Mißstände definieren und erklärbar machen. Insofern prangern sie in direkter Weise Mißstände an und verweisen auf menschengemäße gesellschaftliche Praktiken. Die Utopisten hingegen wollen einfach nur neue Diskurse schaffen und nicht alte als falsch ‚entlarven‘. Für sie gleicht dieser Prozeß einer Evolution: Die Diskurse müssen schrittweise verändert werden, so daß sie für die Menschen immer nützlicher werden. Mithin haben Utopisten keine Möglichkeit, einen sozialen Wandel aktiv herbeizuführen – sie können nur Vorschläge für neue Diskurse liefern. Zwar beschreibt Rorty mit dieser Unterscheidung die Differenz zwischen Jürgen Habermas (als Radikalist) und Jacques Derrida (als Utopist), aber ich denke, sie trifft in ähnlicher Form auf die Differenz zwischen realistischem und postmodernem Sozialkonstruktivismus zu.

Die Discursive Psychology möchte, ähnlich wie es oben aus Rortys Zitat hervorging, vor allem alle ‚Stimmen‘ des Diskurses, wie sie es nennt, zu Wort kommen lassen, d.h. auch die zuvor unterdrückten, aber hütet sich zu entscheiden, welche Stimmen mehr Gehör finden sollten als andere. Dem liegt die Auffassung zugrunde, daß es in jeder gesellschaftlichen Konfliktsituation mehrere zu berücksichtigende ‚Werte‘ gebe, die unvereinbar miteinander seien und keine Prioritätensetzung zuließen.

Diese Argumentation ist zwar nicht unplausibel, wenn man sich vor Augen führt, daß durch die fortschreitende Enttraditionalisierung unserer Gesellschaft ein übergreifender Wertekonsens immer unwahrscheinlicher wird. Andererseits ist auch die von kritisch-realistischer Seite vorgebrachte Kritik nicht zu unterschätzen, daß hier ein Symptom der sozialen Pathologie ‚Individualisierung‘ (d.h. Entsolidarisierung, Vereinzelung), die es ja gerade zu kritisieren und zu bekämpfen gilt, als Rechtfertigung für Kritikunfähigkeit verwendet wird und somit noch verstärkt wird.

Fassen wir also die drei Positionen hinsichtlich ihrer politischen Implikationen zusammen:

- Die *Discursive Psychology* führt die Wirklichkeitsbeschreibungen der Menschen auf ihre mikrosoziale Gewordenheit zurück, entlarven Sprechakte als rein performativ. Dies bezeichne ich als ‚Dekonstruktion‘ (leider wird auch dieser Begriff nicht einheitlich verwendet!). Dekonstruktion kann überall angewendet werden – sogar bei der Frage, wie Naturwissenschaftler ihre Forschungsgegenstände ganz konkret im Labor ‚konstruieren‘.
- Die *postmodernen Sozialkonstruktivisten* gehen über diese ‚bloße Dekonstruktion‘ hinaus, indem sie zusätzlich alternative Diskurse anbieten, die ‚nützlicher‘ sind für die Menschen. Diese Nützlichkeit wird meist mit demokratischer Teilhabe an gesellschaftlichen Prozessen gleichgesetzt. Sie entwerfen also immer auch Utopien, in denen bestimmte Ungerechtigkeiten zwischen den Menschen nicht mehr vorhanden sind. Insofern kann man diesem Ansatz immerhin implizite Kritik attestieren.
- Die *Foucaultschen Diskursanalysten* gehen den klassischen Weg der Sozialkritik: Sie betrachten soziale Mißstände nicht einfach nur als kleine Gerechtigkeitslücken, die mit einigen kosmetischen Maßnahmen korrigiert werden können, sondern als tiefliegende ‚Fehler im System‘, die eine radikale Änderung verlangen. Um die Öffentlichkeit von der Schädlichkeit dieser Systemfehler zu überzeugen, müssen sie diese anhand ethischer Konzepte direkt kritisieren. Damit stehen sie in der Tradition der Aufklärung, also der Idee, der Mensch könne seine Lebenssituation über die Einsicht in sich selbst und sein Gewordensein verbessern.

Tabelle 3 faßt die gesamte Diskussion der Metatheorie bis hierhin zusammen.

Tabelle 3: Gegenüberstellung der wichtigsten sozialkonstruktivistischen Denkrichtungen.

Analyse-Ebene der sozialen Welt	Makro	Mikro	
Wissenschaftsverständnis	modern	modern	postmodern
Typische Etikettierungen	Foucauldian Discourse Analysis, Critical Social Psychology	Discursive Psychology	Social Constructionism, Postmoderne Psychologie
bekannte Vertreter	Parker, Willig, Rose	Potter, Edwards	Gergen, Shotter
Methodische Grundhaltung	kritisch-reflexiv	empiristisch	kritisch-reflexiv
Epistemologische Position	kritisch-realistisch	relativistisch	
Handlungskonzept	geringer Handlungsspielraum	größerer Handlungsspielraum	
Möglichkeit von Gesellschaftskritik	klassisch-aufklärerisch	(nur) durch Dekonstruktion	Dekonstruktion und Utopie

2.4 Diskussion zu 2.1.3: Ist das eigentlich Psychologie?

Manch aufmerksame Leserin wird sich bis hierhin gewundert haben: Wenn der Sozialkonstruktivismus denn eine Alternative zur Mainstream-Psychologie sein will – wo in aller Welt bleiben denn Aussagen über die individuelle Psyche des Menschen? Man kann doch wohl nicht im Ernst der Meinung sein, daß Menschen

soziale Marionetten ohne jegliches Eigenleben sind, oder? Was ist denn mit Gefühlen, Bedürfnissen, Plänen, Entscheidungen und all dem, was für jeden von uns essentiell zum Menschsein dazugehört? Ist alles das nur Einbildung?

Zudem bleiben auch viele theoretische Fragen offen: Wie kann denn der Wandel von Konstruktionen erklärt werden? Geschieht er rein zufällig? Haben Menschen also keinerlei Möglichkeit, planvoll auf ihre Umwelt Einfluß zu nehmen? Und wo kommen dann die Diskursbeiträge überhaupt her – wenn nicht von Menschen?

Um all diese Fragen will ich mich im folgenden kümmern. Dies wird nicht einfach sein, denn auf sie wurden bis jetzt nur wenige überzeugende Antworten gefunden. Die Fragen sind, denke ich, anhand der Begriffe Individualität, Handlung, Subjektivität und Identität zu überschreiben.

2.4.1 Individualität und Handlung

Zunächst soll es um Fragen folgender Art gehen: Wo in der sozialkonstruktivistischen Konzeption finden Individuen Platz und wo nicht? Wo ist von Personen die Rede, die Entscheidungen treffen können, ohne dabei gänzlich von Konstruktionen abhängig zu sein? Sind Handlungen immer ausschließlich diskursiv eingebunden, also ‚gemeinsame‘ Handlungen, oder kann es auch Handlungen geben, die individuell intendiert sind in dem Sinne, daß die Person Widerstand leisten kann gegen ‚diskursive Pflichten‘, indem sie sie durchschaut?

Die *Foucaultsche Diskursanalyse* betrachtet Menschen als durch und durch abhängig vom Diskurs. Der Diskurs weist Menschen bestimmte Rechte und Pflichten zu, Macht oder Ohnmacht, oder allgemein: bestimmte Positionen. Alles, was wir als Menschen sind, sind wir in Abhängigkeit von Diskursen, sind wir sozusagen *für* Diskurse, quasi um diese am Laufen zu halten. Personen sind immer nur von Diskursen be-troffen, werden von ihnen beeinflusst, be- oder entmächtigt. Von Personen kann also immer nur im Passiv die Rede sein, sie sind Produkte von Diskursen, sind austauschbar. Wie Personen aber ihrerseits auf Diskurse einwirken (könnten), bleibt völlig außen vor. Somit bleibt immer etwas mysteriös, wie denn apersonale Diskurse personale Wesen steuern sollen.

Manchem wird sich die Frage aufdrängen, ob man in dieser Konzeption nicht doch von individueller Handlung sprechen muß, weil doch mächtige Diskursteilnehmer ihre Macht mittels der Diskurse gezielt festigen und ausbauen? Dies würde Foucaults Machtbegriff widersprechen. Für ihn ist Macht nicht als einseitig ausgeübt (‚gezielt‘) zu denken, sondern als Produkt des Diskurses, an dem Machthaber und Unterdrückte gleichermaßen beteiligt sind. Nach Foucault sind also die ‚Opfer‘ der Macht immer auch ein Stück weit selbst verantwortlich für ihre Position, weil sie der Wahrheit, die der betreffende Diskurs vermittelt, Glauben geschenkt haben und somit am Diskurs teilgenommen haben.

Dieser Gedankengang macht aber immerhin schon einmal deutlich, was in der Metatheorie mit ‚macherhaltender Funktion‘ gemeint war: Diskurse dienen den ökonomisch oder politisch Bevorzugten einer Gesellschaft dazu, ihre Vormachtstellung zu rechtfertigen, so daß die Benachteiligten dazu gebracht werden, den sie unterdrückenden Diskursen ob ihrer Plausibilität Glauben zu schenken. Diese Plausibilität wurde früher mit religiösen Ideologien gerechtfertigt

(,Gott hat es so gewollt...'), heute dagegen dient als Legitimation ,die Wissenschaft', zum Beispiel: ,Der Mensch ist von Natur aus egoistisch und kann nur durch Geld motiviert werden, daher ist die einzig mögliche Gesellschaftsform der Raubtier-Kapitalismus.' (Die machterhaltende Funktion kann freilich auch als soziale Funktion verstanden werden, wenn man die Stabilität der gesellschaftlichen Machtverhältnisse als positiv funktional ansieht.)

Wenn man Diskursen diese Funktion der Legitimation von Machtverhältnissen zuschreibt, muß das aber ja nicht zwangsläufig bedeuten, daß diese sich mehr oder weniger zufällig so ergibt, sondern dieser Effekt kann ja durchaus auch von den Mächtigen intendiert sein. Die Unterdrückten können außerdem ihrerseits sich den unterdrückenden Diskursen widersetzen (wie übrigens das Konzept des ,Widerstands' bei Foucault auch nahelegt). Festzuhalten bleibt also, daß sich individuell intendierte Handlungen durchaus in die Konzeption der Foucaultschen Diskursanalyse einbauen ließen, daß aber dies noch kaum geschehen ist.

Ich möchte nun anhand ein paar Überlegungen aufzeigen, weshalb die Konzeption der Foucaultschen Diskursanalyse geradezu nach einem individuellen Handlungskonzept *verlangt*. Stellen wir uns hierfür zunächst folgende Frage: Kann man sich vorstellen, *nicht* in Diskursen zu leben? Oder besser: Ist es möglich, sich von Diskursen zu lösen? Dies scheint schon deshalb nicht möglich, weil ja auch das Nicht-Befolgen der Vorgaben eines Diskurses immer noch von diesem abhängig ist (wenn auch negativ).

Stellen wir uns ein Beispiel vor: Kann man mit einer anderen Person in einer Liebesbeziehung leben, ohne die diesbezüglichen Vorgaben des Liebesdiskurses zu berücksichtigen? Die Frage entlarvt sich hier selbst, weil nicht klar ist, was dann eine Liebesbeziehung ohne Liebesdiskurs sein soll. Aber verfolgen wir das Beispiel dennoch etwas weiter: Ist es möglich, die kulturelle Vorgabe, eine Liebesbeziehung (zwischen nicht verwandten Personen) bestehe sowohl aus Zuneigung und Fürsorge als auch aus sexuellen Praktiken, zu durchbrechen? Dies erscheint schon sehr viel machbarer. Es ist möglich, Sex und Zuneigung/Fürsorge als zwei völlig unabhängige Dinge zu betrachten und sich dementsprechend zu verhalten.

Ganz allgemein scheint es also durchaus möglich, diskursive Vorgaben kritisch zu reflektieren und Widerstand zu leisten gegen das, was einem nicht gefällt. Natürlich entstehen daraus wiederum neue Diskurse, die man etwa mit ,platonische Liebe' oder ,sexuelle Freiheit' betiteln könnte. Im Vergleich zum Ausgangsdiskurs der romantischen Liebe sind die neuen Diskurse aber weniger einengend, ermöglichen mehr Handlungsspielraum, bewirken – wie die Sozialkonstruktivisten es zumeist ausdrücken – *Emanzipation*.

Nebenbei sei bemerkt: So schön sich das Wort Emanzipation auch anhören mag – ein Allheilmittel ist es nicht. Es ist keineswegs ausgemacht, daß Menschen um so glücklicher und zufriedener werden, je weniger kulturelle Orientierungen ihrem Leben gegeben werden. Im Zeitalter der Individualisierung (vgl. Beck & Beck-Gernsheim, 1994), wo Menschen immer weniger Orientierung finden in Religion, Tradition, Familie, Heimat und dauerhaften Beziehungen, muß der Sozialkonstruktivismus aufpassen, daß er nicht diese Entwicklung noch verstärkt. Es ist zwar anstrengenswert, die Handlungsoptionen der Menschen zu vergrößern; doch gleichzeitig darf nicht vernachlässigt werden, was der Soziologie Ralf Dahrendorf

‚Ligaturen‘ nennt: die soziokulturellen Gewißheiten, sozialen Bindungen, Räume zum Ausruhen vom ständigen Entscheidungszwang.

Interessant ist hier aber auch, daß zwar einerseits jede Form von Sozialkonstruktivismus das Ziel äußert, den Menschen einen größeren Handlungsspielraum zu ermöglichen, daß aber andererseits so etwas wie eine individuelle Wahlfreiheit, die ja die Rede eines Handlungs-Spielraums erst sinnvoll macht, gerade gezeugnet wird. Da man den sozial so engagierten Foucaultschen Diskursanalysten nicht unterstellen will, sie würden eine Wahlmöglichkeit suggerieren, wo gar keine ist, muß der Widerspruch wohl wiederum darin gesehen werden, daß ihre Konzeption implizit auf einem individuellen Handlungskonzept beruht, welches nur nicht hinreichend expliziert wird.

In der *Discursive Psychology* hingegen spielen handelnde Personen durchaus eine wichtige Rolle. Sie sind es ja, die Konstruktionen für ihre Zwecke aufgreifen und somit fortentwickeln, verändern. Ohne Diskursteilnehmer also keine Konstruktion. Leider nur steht hinter dem Prozeß, der die individuellen Interessen der Diskursnutzer in bestimmte Diskursformen überführt, ein großes Fragezeichen: Über jene Interessen nämlich, so die *Discursive Psychology*, lasse sich keine Aussage treffen, weil sie empirisch nicht zugänglich seien.

Auf der Seite der Foucaultschen Diskursanalyse haben wir also gar keine Vorstellung von Individualität, auf der Seite der *Discursive Psychology* haben wir zwar eine solche Vorstellung, die aber inhaltlich-theoretisch leer ist. Man muß sich also nach Alternativen umschaun. Gesucht wird sozusagen nach einer Integration zwischen Mikro und Makro, nach einer Theorie, die Person und Diskurs als wechselseitig beeinflußt sieht. Am ehesten leistet dies wohl heute die sogenannte *Positioning-Theorie*, die ich nun kurz vorstellen will.

Davies und Harré (1990) stimmen mit den Foucaultschen Diskursanalysten darin überein, daß Menschen von Diskursen moralisch positioniert werden, d.h. daß der Diskurs sie als ein Jemand (etwa eine Lehrerin, ein Schwuler, eine Frau, ein ehrgeiziger Mensch, ein Arbeitsloser etc.) anspricht, sie ‚definiert‘ und ihnen bestimmte Rechte und Pflichten im Diskurs zuweist. Während die Foucaultschen Diskursanalysten aber die Person als dieser Definition relativ passiv ausgeliefert konzipieren bzw. sie allenfalls mit einer Fähigkeit zum ‚Widerstand‘ gegenüber dem *gesamten* Diskurs ausstatten, vertreten Davies und Harre den Standpunkt, daß der Diskurs zwar die möglichen, d.h. einnehmbaren Positionen vorgibt, daß aber den Diskursteilnehmern mindestens teilweise freisteht, welche sie einnehmen. Weil der Teilnehmer eines Diskurses um die in ihm einnehmbaren Positionen und die mit diesen verbundenen Diskursbeiträge *weiß*, kann er auch (mit seinen mehr oder weniger begrenzten diskursiven Möglichkeiten) versuchen, sich in bestimmte Positionen gezielt zu manövrieren. So steht es einer Lehrerin immer mehr oder weniger frei, ob sie sich im Unterricht eher als unhinterfragbare, wissensvermittelnde Autorität oder als passive, nur moderierende Vermittlungsinstanz positionieren will. Beide Positionen sind gemäß der gängigen Schul-Diskurse möglich und werden nicht sanktioniert. Jenes einschränkende ‚mehr oder weniger‘ weist darauf hin, daß die Positionsmöglichkeiten der Lehrerin natürlich auch von ihrem Schülern und deren Positionierungen beeinflußt werden: Die Moderatorposition wird bei Schülern, die wenig Eigeninitiative zum Lernen zeigen (und von dieser Position nicht abzubringen sind), kaum durchzuhalten sein.

„We shall argue that the constitutive force of each discursive practice lies in its provision of subject positions. A subject position incorporates both a conceptual repertoire and a location for persons within the structure of rights for those that use that repertoire. Once having taken up a particular position as one's own, a person inevitably sees the world from the vantage point of that position and in terms of the particular images, metaphors, story lines and concepts which are made relevant within the particular discursive practice in which they are positioned. At least a possibility of notional choice is inevitably involved because there are many and contradictory discursive practices that each person could engage in.“
(Davies & Harré, 1990, S. 46)

Anders als beim Konzept der ‚Rolle‘ wird also die Veränderbarkeit und die aktive Herstellbarkeit der Position betont. Andererseits aber wird nicht geleugnet, daß es oft schwierig ist, sich gegen das Positioniertwerden durch den Diskurs (bzw. durch seine Mitmenschen) zur Wehr zu setzen. Eine gar totale Unmöglichkeit des Umpositionierens wird ja häufig gegen die psychoanalytische Therapie vorgebracht in dem Vorwurf, sie deute den Widerspruch des Klienten gegen Urteile des Therapeuten als deren Bestätigung.

Das Interessante am Konzept des Positioning liegt darin begründet, daß es sowohl intentional als auch nicht-intentional (‚tacit‘) erfolgen kann. Oftmals bringen wir uns ganz bewußt in eine bestimmte Position. Bei einer wissenschaftlichen Diskussion etwa versuchen wir uns durch nachdenkliches Stirnrunzeln oder die Zitierung von schwer verstehbaren Philosophen als überlegen zu positionieren. In einer partnerschaftlichen Beziehung versuchen wir uns in den dominanten Diskursen dort zu plazieren, wo es unseren Absichten gerade am besten paßt: Als Mann positioniert man sich im Regelfall gern als starker, ruhiger Beschützer, während man beim Geschlechtsakt auch mal gerne mit Verweis auf seine ‚animalische Getriebenheit‘ jegliche Rücksicht auf die Partnerin vermissen lassen will.

Ungewolltes Positionieren ist uns nicht minder vertraut. Sehen wir einen Deutsch-Türken mit Gel in den Haaren und Goldkettchen in einem teuren Sportwagen an uns vorüberfahren, so verfehlt der Sportwagen seine Bedeutung als Statussymbol und läßt uns vielleicht eher auf kriminelles Verhalten schließen. Ungewolltes Positionieren entspricht daher in etwa dem, was der Soziologe Pierre Bourdieu (1982) mit dem Begriff des Habitus zu fassen versucht, während das intentionale Positionieren eher dessen Begriff der Distinktion (ebd.) nahekommt. Anders als bei Bourdieu, der beide Begriffe relativ unverbunden nebeneinander stehen läßt, besteht die Stärke der *Positioning*-Theorie darin, daß sich beide Aspekte nur analytisch trennen lassen, daß also eine Positionierung in Teilen intentional, in Teilen aber gleichzeitig auch ungewollt sein kann. So ist es, um ein anderes Beispiel zu nennen, in einer ‚Leistungsgesellschaft‘ wie der unsrigen *immer* schwierig, seine Gleichgültigkeit gegenüber beruflichen Positionen anderen verständlich zu machen (ohne als Verlierer dazustehen, der es einfach nicht ‚geschafft‘ hat und nun so tut, als hätte er es nie darauf angelegt); je nach Gesprächspartner kann es aber *mehr oder weniger* schwierig sein.

Interessanterweise wird dieser Ansatz sowohl von Vertretern des Mikro-Sozialkonstruktivismus als auch von solchen des Makro-Ansatzes vertreten. Wie nicht anders zu erwarten war, betonen erstere mehr das aktive ‚Positioning‘, letztere hingegen die vorgegebenen ‚Subject Positions‘. Im Grunde handelt es sich aber nur um verschiedene Begrifflichkeiten – die Grundidee teilen beide Varianten.

Diese Grundidee Idee des Positioning ist also, so können wir als Fazit festhalten, eine fruchtbare Verbindung der Handlungskonzeptionen der beiden großen Schulen: Während die Makro-Ansätze jede Handlungsmöglichkeit des Diskursteilnehmers innerhalb des Diskurses bestreiten, führen die Mikro-Ansätze ein Handlungskonzept ein, das in ungeklärter Weise über den Diskurs und über die Person hinaus geht, wodurch Handlungen als (mystisch anmutende) ‚tieferliegende Essenz‘ der Sozialen Welt erscheinen. Die Positioning-Theorie geht einen Mittelweg insofern, als sie Handlungen zwar als individuell intendiert, aber immer *im* Diskurs verortet ansieht.

2.4.2 Subjektivität und Identität

Der Sozialkonstruktivismus hat sich, wie bereits mehrfach erwähnt, vor allem über eine intensive Kritik an der Mainstream-Psychologie definiert. Im Zuge dessen wurde alles, was irgendwie ‚psychisch‘ klang, mit einem Naserümpfen abgelehnt. Subjektive Zustände bei Menschen, also etwa bestimmte Gefühle, Bedürfnisse oder Erwartungen, waren als Erklärung (für z.B. Handlungen) tabu. Hierin stimmt man also mit dem Behaviorismus überein. Und auch in der Frage, wie denn subjektive Zustände des Menschen ihrerseits erklärt werden könnten, also wenn es um Subjektivität als abhängige Größe geht, hält man sich (auch hier in der behavioristischen Tradition) vornehm zurück – um nicht zu sagen: ist man ratlos.

Es ist wichtig, diese beiden Fragen – Subjektivität als erklärende Größe vs. als erklärte Größe – gut auseinanderzuhalten. Denn die Ablehnung von Subjektivität als erklärende Größe ist durchaus legitim und kann nicht als solche kritisiert werden; wie wir gesehen haben, hat sich der Sozialkonstruktivismus ja andere Erklärungsgrößen gesucht. Hingegen ist die Frage nach der Erklärung von Subjektivität für jeden psychologischen Ansatz unausweichlich, denn wir *haben nun einmal* Selbstbewußtsein, Gefühle, Gedanken etc. (wie auch immer man es nennt) – vom Gegenteil kann man wohl keinen Menschen überzeugen. Vivien Burr drückt diese Frage so aus: „The social constructionist attack on essentialist psychology has left us with an empty person, a human being with no essential psychological characteristics. However, we certainly feel ourselves to be the bearers of personality traits, to be the holders of attitudes, and to experience emotions, drives and motivations“ (Burr, 2003, S. 119).

Die Frage nun, wie der Sozialkonstruktivismus Subjektivität erklärt, ist eine äußerst schwierig zu beantwortende. Worin sich wohl fast alle Ansätze einig sind, ist etwas, das bereits im Abschnitt über die Metatheorie angeklungen ist: Der Diskurs wirkt so auf Teilnehmer, daß seine Objekte (also das, wovon der Diskurs spricht) ihnen als real erscheinen. Je mehr sich also eine Konstruktion durchsetzt, um so mehr gewinnt sie an Objektivität und wird zur ‚geteilten Ontologie‘. Dies ist also ein erster Erklärungsansatz dafür, daß wir einzelne Gegenstände in der Welt als existent erleben können: Wenn der Diskurs uns über Stühle, Atome oder Depressionen erzählt, dann bekommen diese ‚Dinge‘ einen mehr oder weniger klar umrissenen Realitätsstatus für uns.

Während diese Argumentation meist nur hinsichtlich externer Gegenstände geltend gemacht wird, kann man sie freilich auch auf psychische Gegenstände übertragen: Das Sprechen über (angebliche) innere Erlebnisse (z.B. ‚Liebe‘) führt dazu,

daß sich tatsächlich ein derartiges Erlebnis einstellt. (Dann allerdings wird die Unterscheidung zwischen [subjektiver] Innenwelt und [objektiver] Inneren Welt hinfällig.) Hier muß aber sogleich kritisch nachgefragt werden, wie denn dieser Prozeß der ‚Übernahme‘ im einzelnen ablaufen soll. Warum begnügt man sich nicht damit, einfach von Liebe zu *sprechen*? Warum muß man sie auch fühlen, um das kulturelle Spiel richtig mitmachen zu können?

Diese Frage gehört wohl zu den kniffligsten innerhalb des Sozialkonstruktivismus. Eine Möglichkeit der Beantwortung ist das sozial-funktionale Erklären: Man erklärt ein Gefühl oder Ähnliches dadurch, daß man anhand historischer und kulturvergleichender Studien seine nützliche Eigenschaft für einen sozialen Zusammenhang herausarbeitet. Zwar haben – wie wir sehen werden – auch diese Erklärungsversuche Schwächen, aber ich halte es für gerechtfertigt, dieser recht verbreiteten Erklärungspraxis größeren Raum zu schenken und sie anhand eines konkreten (von mir gewählten) Beispiels zu erläutern.

Exkurs: Ein Beispiel für sozial-funktionales Erklären

Die Anzahl der Schönheitsoperationen in Deutschland und anderen westlichen Gesellschaften nimmt ständig zu, vor allem bei Frauen (vgl. empirische Belege z.B. bei Borkenhagen, 2001). Dies ist aber wohl nur die Spitze des Eisbergs, die, weil sie so gut meßbar ist, besonders hervorsticht. Denn auch darunter gibt es vielfältige Anzeichen einer breiten Schönheitsbewegung, ja man könnte auch ‚Schönheitskult‘ oder abwertend ‚Schönheitswahn‘ dazu sagen. So speist sich die ganze Fitneß-Bewegung maßgeblich aus dem häufig verbalisierten Bedürfnis, ‚was für den eigenen Körper zu tun‘. Daß es dabei weniger um Gesundheit als um Schönheit geht, wird daran ersichtlich, daß die meisten dieser Programme auf körperliche ‚Problemzonen‘ ausgerichtet sind, also bei Frauen auf ‚Bauch, Beine, Po‘, bei Männern auf Brustmuskulatur und Oberarme. Man könnte hier noch viele andere Beispiele für die immense Bedeutung des Schönheitsdiskurses unserer Zeit nennen, etwa die Zunahme von Eßstörungen, der reißende Absatz von Wellness-Angeboten und Styling-Zeitschriften etc. etc.

Wie begründen die Betroffenen ihren Schritt, sich einer Schönheitsoperation zu unterziehen? Bei Borkenhagen (2001) findet man typischerweise folgende Antwort: „Ich mache das ausschließlich für mich selbst. (...) Ich will mir selbst gefallen. (...) Ich möchte mich in meinem Körper wohlfühlen können. (...) Ich will, daß meine Brust endlich auch zu mir passt, so ganz selbstverständlich wie meine Nase auch“ (S. 310-11). Die Psychologin Borkenhagen kommt (in Anlehnung an eine frühere Untersuchung von Davis, die ähnliche Ergebnisse erbrachte) zu dem Schluß,

„dass sich die Frauen einer Schönheitsoperation unterziehen, weil sie sich in ihrem Körper nicht ‚zu Hause‘ fühlen und ihr Körper nicht zu ihrem Gefühl von sich selbst passt (...) Dabei kommt es zu einer Dissoziation des Körperselbsterlebens, bei dem der Körper zu einem Objekt wird, nicht jedoch primär zu einem Sexobjekt ‚für andere‘, sondern zu einem Objekt für die eigene gestaltende und verändernde Aktivität. Der zu einem ‚passiven‘ Objekt gewordene Körper kann mittels der eigenen Tätigkeit und Aktivität verbessert, fixiert oder auch transformiert werden. Schönheit ist nun machbar. Das Kultivieren von Schönheit mittels Schönheitschirurgie vermittelt so ein Gefühl von Selbstkontrolle und Selbstermächtigung, da das aktive Streben nach Schönheit, das Frauen sich zu eigen gemacht haben, ihnen auch erlaubt, sich von der ausschließlich passiven Haltung des Wartens auf ein männliches Subjekt, das sie attraktiv findet, zu befreien. Es sind nun die Frauen selbst, die über ihren Körper und damit über das eigene Selbst-Bild, das sie nach außen hin

zeigen, bestimmen. Entsprechend befähigt die Schönheitsoperation – so Davis (1999, S. 255) – die Frauen dazu, ‚die Distanz zwischen Innen und Außen zu verringern, so daß andere sie so sehen ..., wie sie sich selbst sehen.‘ (Borkenhagen, 2001, S. 313-14)

Was würde wohl ein Foucaultscher Diskursanalyt zu solch einer Deutung des Geschehens sagen? Zunächst würde er wohl einräumen, daß sie eine treffende Deutung der Innenwelt der Betroffenen ist. So spricht nichts dagegen, daß deren Schilderungen von ihrer tiefen Unzufriedenheit mit bestimmten Körperteilen der Wirklichkeit entsprechen. Auch besteht kein Zweifel darüber, daß sich ‚die emanzipierte Frau‘ nicht mehr von den sexuellen Wünschen und Forderungen der Männer abhängig sieht, sondern ihr Aussehen ausschließlich deshalb zu optimieren versucht, weil sie sich selbst dann wohler fühlt in ihrer Haut. Das Motiv für Schönheitsoperationen ist also Selbstliebe, genauer: Liebe für den eigenen Körper.

Dennoch wäre der Foucaultsche Diskursanalyt mit dieser Deutung keinesfalls zufrieden – ganz im Gegenteil. Er würde der Ansicht mißtrauen, daß Frauen natürlichweise ein ‚Streben nach Schönheit‘ in sich tragen, welches durch die neuen Möglichkeiten nun besser befriedigt werden kann. Er würde auch anzweifeln, daß diese neuen Möglichkeiten den Frauen zugute kommen. Denn die Aussicht, daß, wenn alle Frauen etwas ‚schöner‘ (gemäß bestimmter Kulturstandards) werden, alle zufriedener werden, ist wohl eine Illusion. Erstens läßt die Schönheitsindustrie nichts unversucht, um Schönheit weiterhin zu einem knappen Gut zu machen: Models werden immer *noch* ein wenig dünner, ihre Brüste *noch* ein wenig straffer. Zweitens befinden sich Frauen hinsichtlich ihrer Schönheit in Konkurrenz, d.h. wenn alle schöner werden, ändert sich für die einzelne wenig – noch nicht einmal für ihre Wahrnehmung, da sie sich weiterhin mit den Schöneren vergleicht und sich somit immer noch als zu häßlich empfindet.

Kurz: Daß Frauen natürlicherweise ein Bedürfnis nach einem großen straffen Busen haben, ist eine Legende. Wenn Frauen sich um ihre Schönheit sorgen, bestärken sie damit ihren Status als Sexobjekt der Männer. Sie machen sich von deren Urteil bzw. sexuellen Vorlieben abhängig und überlassen ihnen damit die Macht über einen Teil ihrer Lebensweise (Diäten, Gymnastik, zeit- und geldaufwendige Körperpflege etc.). Zu einer solchen Schlußfolgerung würde ein Foucaultscher Diskursanalyt vielleicht kommen, wenn er sich mit den historischen und kulturellen Quellen der Schönheits-thematik auseinandergesetzt hat.

Außerdem wird er aber untersuchen, inwiefern diese historischen und kulturellen Grundlagen von anderen Begründungsdiskursen überdeckt und verschleiert werden; ja es gilt, Phänomene der Verselbständigung des Schönheitsdiskurses zu erklären, also etwa daß viele Frauen sich auch dann schminken, wenn sie nur in den Supermarkt gehen oder ihre beste Freundin besuchen. Anscheinend ist die Aussage, Schönheit fördere das Wohlbefinden, durchaus keine ‚vorgeschobene Lüge‘ dafür, daß man sich allein für die Männer schön macht. So könnte man zu der Ansicht gelangen, daß Schönheit in ihrer Bedeutung entkontextualisiert wurde, also nicht mehr nur in sexuellen Beziehungen relevant ist, sondern auch in anderen Kontexten eine positive Bewertung vonseiten der Mitmenschen verspricht.

Der Foucaultsche Diskursanalyt könnte nun also schlußfolgern, daß die Tatsache, daß Frauen ihr Schönheitsstreben als ihr ureigenstes Anliegen betrachten und in diesem Sinne eine Selbstliebe entwickeln, funktional ist für das Fortbestehen der sexuellen Machtverhältnisse in einer Gesellschaft. Denn gäbe es diese Form der Selbstliebe nicht, hätten Frauen schon längst gegen ihre sexuelle Unterdrückung rebelliert. (Dasselbe

Gefühl kann freilich auch in anderen Kontexten funktional sein, etwa für die Schönheitsindustrie etc.)

In diesem Sinne kann man also ein Gefühl als ‚funktional‘ für die Stabilität bestimmter Diskurse und Machtverhältnisse erklären. Die Rede von sozialer Funktionalität (Nützlichkeit für einen sozialen Zusammenhalt) oder auch machterhaltender Funktionalität (Nützlichkeit für die Aufrechterhaltung von Machtverhältnissen) ist also eine Möglichkeit für den Sozialkonstruktivismus, Subjektivität zu denaturalisieren und von Diskursen abhängig zu erklären.

Dabei werden aber zwei Fragen nicht berücksichtigt: Erstens die Frage, ob es nicht auch gewisse ‚natürliche Dispositionen‘ gibt, die bestimmte Diskurse nahelegen, andere ausschließen. In diesem Falle könnte man etwa geltend machen, daß Frauen von Natur aus ‚das schöne Geschlecht‘ seien. Zweitens sollte man annehmen, daß sich Menschen nicht den Funktionalitäten des Diskurses unterordnen, wenn sie ‚selbst nichts davon haben‘. In diesem Sinne würde man dann von ‚individueller Funktionalität‘ sprechen. In unserem Beispiel könnte diese etwa darin bestehen, daß ja jede Frau für sich genommen einen Wettbewerbsvorteil im Konkurrenzkampf um die Männer erzielt, wenn sie sich der Selbstliebe verpflichtet.

Konzepte von Subjektivität

Welche Standpunkte zum Thema Subjektivität haben die vorgestellten drei großen Strömungen innerhalb des Sozialkonstruktivismus? Für die Beantwortung dieser Frage will ich zunächst vier alternative Positionen unterscheiden, die hierbei prinzipiell eingenommen werden können:

1. *Leugnung*: Es gibt keine subjektive Erfahrung, sondern nur die Rede über sie.
2. *Unzugänglichkeit*: Es gibt subjektive Erfahrung, aber diese hat nichts mit der Rede über sie zu tun und kann daher nicht erforscht werden.
3. *Diskursabhängigkeit*: Es gibt subjektive Erfahrung, aber diese ist fundamental von der Rede über sie abhängig und würde daher, zöge man sie zur Erklärung von Verhalten heran, in die Irre führen.
4. *Soziale Konstitution*: Es gibt subjektive Erfahrung; diese wird sprachlich-kulturell hervorgebracht und ermöglicht, entwickelt aber im Laufe der Sozialisation ein ‚Eigenleben‘.

Die *Discursive Psychology* bevorzugt je nach Zusammenhang die erste oder zweite, teilweise aber auch die dritte Position. Dies ist vor allem deswegen verwunderlich, weil insbesondere die zweite und dritte Position in krassem Widerspruch stehen: Für die eine ist Subjektivität diskursunabhängig (und daher unerforschbar), für die andere hingegen gerade determiniert durch den Diskurs. Der postmoderne Strang bevorzugt meist die dritte Möglichkeit, auch wenn die Ausdruckweise oft unklar (eben postmodern) bleibt; und die Foucaultsche Diskursanalyse verwendet in direkter Anknüpfung an Foucault recht eindeutig die dritte Position.

Was ist nun aber mit der vierten Position? Diese räumt ein, daß Subjektivität zwar soziokulturellen Ursprungs, also nicht Ausdruck menschlicher Natur ist, aber daß Menschen dazu fähig sind, die subjektiven Reaktionen, die sie in einer Situation gezeigt haben, auf andere Situationen zu übertragen, selbst wenn diese andere Reaktionen nahelegen. Diese Position zieht also nicht, wie die anderen Ansätze, aus der soziokulturellen Entstehung von Subjektivität den Schluß, daß diese selbst

nicht auch Verhalten bestimmen kann. Subjektivität wird also nicht nur erklärt, sondern auch ihrerseits zur Erklärung verwendet. Im sozialkonstruktivistischen Mainstream ist diese Position allerdings kaum zu finden. Sie taucht allerdings neuerdings manchmal bei den Foucaultschen Diskursanalysten auf (z.B. Willig, 1999a). Dies ist auch insofern folgerichtig, als jene ja im Zuge ihrer realistischen Ausrichtung stärkere Annahmen über Erkenntnisfähigkeiten machen müssen: Wer erkennen kann, der kann auch die Adäquatheit von Diskursen einschätzen und sich somit gegen sie widersetzen; die Diskurse sind also nicht allmächtig und determinieren nicht vollständig subjektive Prozesse. Wer mehr zu dieser vierten Position wissen will, den verweise ich wiederum auf von Tiling (2004).

Weshalb ist die Abneigung gegen die Einbeziehung subjektiver Erfahrung in die Erklärung der Sozialen Welt so verbreitet? Wiederum ist hier auf die extrem psychologiekritische Haltung des Sozialkonstruktivismus hinzuweisen. Psychologie wird gleichgesetzt mit Kontrollwissenschaft, also einer Wissenschaft, die nicht etwa – wie sie vorgibt – für die Menschen da ist, sondern für gesellschaftliche Institutionen und Machtapparate, an die sie die Menschen anpassen soll. Die Abneigung gegen die Psychologie schlechthin entspringt meiner Meinung nach aus einer irrtümlichen Gleichsetzung der Disziplin Psychologie mit ihrer gegenwärtigen Ausrichtung. Mehr dazu ist ebenfalls in von Tiling (2004) zu finden.

Identität

Während Subjektivität von allen etablierten Ansätzen als eigenständiges Erklärungskonzept abgelehnt wird, erfreut sich das verwandte Konzept der Identität diesbezüglich wenigstens innerhalb des postmodernen Strangs großer Beliebtheit. Dieses nämlich füllt die sozialkonstruktivistische Erklärungslücke hinsichtlich intraindividuellder Verhaltenskonsistenzen („Persönlichkeit“) aus: Der Grund dafür, daß sich Menschen nicht wie ein Fähnlein im Wind immer neu nach gerade aktuellen Diskursen ausrichten, besteht darin, daß die Diskurse Verhaltenskonsistenzen von ihnen einfordern. Man eignet sich im Laufe der Sozialisation aus bestimmten Diskursen an, was es heißt, ein Kind, ein Jurist, eine schöne Frau zu sein, und muß sich dann früher oder später entscheiden, welche Rollen man spielen will und welche nicht. Natürlich sind Rollenwechsel nicht unmöglich – aber man kann nicht heute ein Snob sein und morgen ein Alt-68er, außer man wollte allen gängigen Vorstellungen von Persönlichkeit widersprechen und somit für die Mitmenschen zu einer ‚Nicht-Person‘ werden. Ironischerweise wird dann derjenige opportunistisch genannt, der sich nicht an diese Konsistenzpflicht hält!

Dem Leser und der Leserin sei es überlassen, ob man diese Vorstellung von Identität in ihrer Schlichtheit genial oder doch etwas zu einfach findet.

3 Umsetzung in Forschung und Praxis

Wer sich durch die bisherigen Kapitel hindurchgekämpft hat, wird sich nicht selten gefragt haben: Wozu das alles? Ist das nicht alles nur Wissenschaftstheorie, oder, noch schlimmer, gar ‚reine Philosophie‘? Folgt aus dem Sozialkonstruktivismus nun einfach für den Praktiker, daß er sowieso nichts erforschen oder verändern kann, weil ‚sowieso alles nur konstruiert‘ ist?

Einerseits halte ich dieses Bedenken für nicht ganz unbegründet. Wenn man sich vergegenwärtigt, wie groß im angloamerikanischen Raum die Flut an neuen sozialkonstruktivistischen Monographien geworden ist und wie häufig es bei diesen um rein wissenschaftstheoretische, gänzlich alltagsferne Themen geht (etwa um die Frage von Realismus und Relativismus, s.o.), dann ist die Frage nur allzu berechtigt, wo denn eine Anwendungsmöglichkeit dieser abstrakten, häufig ohnehin eher destruktiven Ideen bestehen könnte.

Andererseits resultieren derartige Bedenken, man könne mit dem Sozialkonstruktivismus ja gar nichts ‚anfangen‘, wohl auch aus einer ganz bestimmten Vorstellungen darüber, wie psychologische Forschung und Praxis auszusehen hat. Wer gelungene Forschung daran festmacht, daß die Methode möglichst standardisiert, die Auswertung möglichst komplex und das Ergebnis am Ende ‚signifikant‘ sein soll, der wird in der Tat in der sozialkonstruktivistischen Literatur nicht viel ‚Gelungenes‘ finden. Ebenso wenig kann der Sozialkonstruktivismus mit exakten diagnostischen Tests aufwarten oder gar eine Therapieform vorweisen, die dem Klienten eine verlässlich einzusetzende Technik an die Hand gibt, mit der er seine Gedanken und Gefühle besser ‚in den Griff kriegt‘. All dies *kann* der Sozialkonstruktivismus nicht bereitstellen – aber all dies *will* er auch gar nicht bereitstellen. Es würde vollkommen seinen theoretischen Grundsätzen widersprechen. Warum dies so ist und welche Alternativen angeboten werden, werden die folgenden Abschnitte zu zeigen versuchen.

An dieser Stelle noch ein Hinweis: Wer sich für das Thema der Anwendung (Kapitel 3.2) näher interessiert, findet in einer anderen Arbeit von mir (von Tiling, 2004, Kapitel 6 und 7) eine weitaus detailliertere Darstellung.

3.1 Forschung

Wer sich in diesem Kapitel Aufschluß über eine spezifische ‚sozialkonstruktivistische Methode‘ erhofft, über ein Regelwerk, mit dem man die Diskurse, die rhetorischen Kniffs oder den ‚wahren Sinn‘ eines Textes entschlüsseln kann, den muß ich leider enttäuschen. Nichtsdestotrotz gibt es große Mengen an Forschungsaktivität, die sich sozialkonstruktivistischen Ansätzen zurechnet, und in den vorangegangenen Kapitel (vor allem 2.2) habe ich ja immerhin das grobe Analyseverfahren der wichtigsten Ansätze beschrieben. Wie paßt beides zusammen?

Wie ich gezeigt habe, ist ein bedeutender Grundstein sozialkonstruktivistischer Theorie die erkenntniskritische Haltung: Weder die Realisten noch die Relativisten schenken der in der Mainstream-Psychologie weitverbreiteten Ansicht Glauben, die Basis allen wissenschaftlichen Fortschritts sei der kühle wissenschaftliche Blick

auf die Welt. Während es hier Sitte geworden ist, sich nicht mehr auf große Theorieentwürfe zu verlassen, sondern erst ‚neutrale Daten‘ zu erheben, um im Anschluß daran um die Ergebnisse herum eine möglichst plausible Theorie zu bauen, mißtraut der Sozialkonstruktivismus der ‚Neutralität‘ dieser Daten. Für ihn ist empirische Forschung immer nur unter bestimmten theoretischen Vorentscheidungen möglich, und die Frage ist nur, ob man diese Vorentscheidungen expliziert oder verschweigt. Expliziert man sie aber – so der übrigens nicht nur vom Sozialkonstruktivismus seit langem geäußerte Vorwurf – dann stellt sich bei den allermeisten Untersuchungen der Mainstream-Psychologie schnell heraus, daß es sich um ‚Pseudo-Empirie‘ handelt, daß also die Ergebnisse durch die Art der Untersuchung in gewisser Weise schon vorher feststehen.

Für Sozialkonstruktivisten liefert also empirische Forschung nichts anderes als Anschauungsmaterial für die dahinterstehende Theorie. Das soll freilich nicht heißen, daß die Theorien der Mainstream-Psychologie so wenig überprüfbar sind wie etwa das Theoriegebäude Sigmund Freuds. Gewiß lassen sich empirische Vorhersagen überprüfen (z.B. wie viele Testpunkte jemand erreicht, wenn dessen Wert auf einem anderen Test bereits vorliegt), aber was diese dann aussagen (z.B. die Bedeutung eines Testwerts), liegt jenseits aller empirischen Bemühungen.

Die Bestätigung empirischer Vorhersagen verwendet die Mainstream-Psychologie nun als Argument dafür, daß der erforschte Zusammenhang ‚auch sonst‘ gilt, also auf andere Situationen übertragbar ist. An dieser Stelle hat die Sozialkonstruktivistin wieder etwas zu meckern: Sie sieht den Schluß vom Labor in den Alltag als maßlos spekulativ an, betrachtet die experimentelle Psychologie als im wahrsten Sinne des Wortes ‚Psychologie des Experiments‘, also Studien darüber, wie sich Menschen im Labor verhalten.

All diese Kritikpunkte empirischer Forschungstätigkeit muß der Sozialkonstruktivismus freilich nun auch auf sich selbst anwenden: Wie weiter oben bereits erwähnt, gibt es keine Möglichkeit, die sozialkonstruktivistische Metatheorie zu falsifizieren. Sie ist *ein* Schema zur Welterschließung von vielen. Analysiert sie eine Alltagssituation, einen ‚Diskurs‘ zwischen Menschen, dann geht sie schon bei der Auswahl solchermaßen selektiv vor, daß es wenig Sinn macht, überhaupt eine Theorieprüfung in Erwägung zu ziehen. Analysen einzelner Alltagssequenzen bilden eben nur Anschauungsmaterial, sind nur beispielhaftes Plausibelmachen der dahinterstehenden Annahmen. Dementsprechend bemühen sich viele Sozialkonstruktivisten immerhin, ihre Ansichten empirisch ‚unter Beweis‘ zu stellen: Sie wollen zeigen, daß ihr Schema der Welterschließung ‚passend‘ ist, daß es ‚einfängt, worauf es ankommt‘. Das beste Argument dafür ist eben dessen Anwendung in einer konkreten Alltagssituation – nicht im Labor, weil man ja ohnehin nicht an universalistischen Schlüssen interessiert ist.

Wie sehen nun diese Studien aus, die alltägliche Situationen zum Gegenstand haben wollen? Wie bereits angedeutet wurde, sehen sie sich keiner expliziten Methodik verpflichtet. Das einzige Werkzeug, daß sie auf jeden Fall benötigen, ist die *Interpretation*. Interpretieren ist selbst ein alltäglicher Vorgang: Wie hat sie das gemeint? Was will er damit sagen? Was hatte er im Hinterkopf? All dies sind Fragen, die wir uns Alltag häufig stellen. Manchmal sind sie nicht beantwortbar. Oft aber kann man immerhin sagen: Wenn er das so gesagt hat, *dann muß er damit rechnen, daß ich ihn so verstehe*. Viele Gesten, Redewendungen, Sätze etc. haben in

einer bestimmten Kultur (oder Subkultur) eine so feste Bedeutung, daß man sie recht verlässlich entschlüsseln kann. (Anders wäre soziales Zusammenleben ja auch äußerst schwierig!) Genau dies versucht nun auch der Sozialkonstruktivist. Er versucht es allerdings nicht ‚einfach so‘, sondern mit Hintergedanken. Diese Hintergedanken sind die Annahmen der sozialkonstruktivistischen Metatheorie, also Annahmen über das Wirken von Wissen und Sprache. Es können natürlich noch weitere, spezifischere Theorien sein, die er im Kopf hat. Wichtig ist nur: Sozialkonstruktivistische Forschung ist theoriegestützte Interpretation. Sie will keine Vorhersagen treffen, sondern vollzogenes Verhalten versteh- und erklärbar machen.

Vorgehensweisen in Discursive Psychology und Foucaultscher Diskursanalyse

Wie die unterschiedlichen Ausführungen dieser Grundidee aussehen, habe ich in den Abschnitten zur Discursive Psychology und zur Foucaultschen Diskursanalyse bereits beispielhaft erläutert, will es hier aber noch einmal zusammenfassen. Die *Discursive Psychology* bedient sich Methoden der sogenannten Konversationsanalyse, die Gespräche zwischen Menschen sehr detailreich nachzuvollziehen und zu deuten versucht. Während die Konversationsanalyse an sich ein eher deskriptives, gewissermaßen ‚neutrales‘ Verfahren ist, versucht die Discursive Psychology in die analysierten Redebeiträge eine Handlungsstruktur reinzudeuten: Was hat Günther mit diesem Argument gegenüber Gisela bewirkt? Mit welchen Sätzen oder Gesten wird Norbert davon abgehalten, die Unterhaltung zu beenden? Wie bereits mehrfach erwähnt, besteht bei solchen Analysen das gewichtige Problem, daß meist der Begriff der Handlung in der Schwebe bleibt: Wer handelt? Ist das Handeln intendiert?

Die *Foucaultsche Diskursanalyse* hingegen analysiert dasselbe Gespräch nicht so detailreich, stellt das Beobachtete aber dafür mit externen Größen in Beziehung: Woher kommt der im Text verwendete Begriff ‚Depression‘? Welchen (politischen, sozialen) Interessen dient sein Gebrauch? In welche Positionen bringt er (allgemein und in dieser Situation) die Psychiater, die Patienten und ihre Angehörigen? Welche Gefühle legt er ihnen nahe zu fühlen? Im Gegensatz zur Discursive Psychology liegt das primäre Interesse nicht in der Analyse von Interaktionen (d.h. Dialogen), sondern in der Analyse von Sprache und ihrem Wirken überhaupt. Deswegen kann sie neben Gesprächen auch jede andere Art von bedeutungshaltigem Material zum Gegenstand haben, vom Zeitungsartikel bis zur Architektur eines Gebäudes. Problematisch ist hierbei zumeist die fehlende theoretische Vorstellung von jenen externen Größen: Weder ist ein Begriff von Subjektivität, noch von Gesellschaft vorhanden. Teilweise versucht man sich hinsichtlich ersterem mit Freud, hinsichtlich letzterem mit Foucault oder Marx zu behelfen. Meiner Ansicht nach gibt es in dieser Hinsicht aber bessere Alternativen (vgl. von Tiling, 2004).

Der wichtigste Punkt, hinsichtlich dessen sich beide Ansätze unterscheiden, betrifft wohl die Frage der Regelgeleitetheit bzw. ‚Formalität‘ der Analyse. Während sich die Discursive Psychology stark am Empirizismus der Mainstream-Psychologie orientiert und folglich Diskurs mit ‚talk and text‘ gleichsetzt, verfolgt die Foucaultsche Diskursanalyse einen sehr theoriebasierten, aber in der Durchführung relativ offenen Zugang zu den Daten, der allerdings eine genaue Dokumentation der Arbeitsschritte, die die Forscherin zu ihrer Interpretation geleitet haben, unum-

gänglich macht. Die einen wollen nicht zu weit über den Text hinausgehen, sondern ihn am besten ‚für sich sprechen lassen‘, die anderen mißtrauen diesem direkten Weg der Analyse und fühlen sich zu kritischer sozialwissenschaftlicher Analyse verpflichtet. Die einen fühlen sich eher der Linguistik nahe, die anderen eher der Soziologie und Politologie.

3.2 Anwendung

Möchte man sich über die praktische Anwendung – d.h. die Tätigkeit praktischer Psychologen in Kliniken, Schulen, Betrieben, Privatpraxen, Beratungsstellen etc. – des Sozialkonstruktivismus informieren, wird man in der Literatur kaum fündig. Das Standardwerk von Burr (2003) etwa spart dieses Thema fast vollkommen aus.

Wie ist diese Zurückhaltung zu erklären? Aus vielerlei Gründen, die alle direkt aus der sozialkonstruktivistischen Denkweise resultieren, sehen sich ihre Vertreter unfähig, auch nur irgend etwas gegenüber ihrer sozialen Umwelt zu tun. Hier einige Begründungen für diese äußerst ‚skeptische‘ Haltung:

- Weil alles Wissen kontextspezifisch ist, läßt sich einmal gewonnenes Wissen nicht auf konkrete Situationen übertragen.
- Die Ergebnisse angewandter Forschung können in ihrer Wirkung ohnehin nicht kontrolliert werden, ja werden oft von mächtigen sozialen Gruppen mißbraucht.
- Weil sich psychologische Interventionen immer auf die vorfindlichen Kategorien stützen müssen, die definieren, was weswegen ‚behandlungsbedürftig‘ ist, können sie kaum umhin, diese Kategorien und ihre oftmals schädliche Wirkung weiter zu bestärken, sie gewissermaßen immer weiter zu ‚verdinglichen‘.

Nichtsdestotrotz gibt es freilich eine Menge von Anwendungsversuchen, die sich zumindest grob auf sozialkonstruktivistisches Denken beziehen, vor allem im Bereich der Psychotherapie (vgl. Kapitel 3.2.3). Bei aller Skepsis gegenüber Wissenschaft, die in den Alltag von Menschen eingreifen will, gibt es immerhin gute Gründe, die Praxis der Mainstream-Psychologie durch eine sozialkonstruktivistisch orientierte zu ersetzen (vgl. Kapitel 1.3; Howitt, 1991; Willig, 1999c):

- Im Gegensatz zur Mainstream-Psychologie, die ihre Erkenntnisse aus entkontextualisierten Laborexperimenten gewinnt, geht es dem Sozialkonstruktivismus ja schon in der Theorie um die ‚Praxis‘, d.h. er thematisiert gerade all die kulturellen Besonderheiten unseres Alltags, von denen die Laborpsychologie zu abstrahieren versucht. Er hat daher nicht mit dem aus der Mainstream-Psychologie bekannten Problem der (Un-)Vereinbarkeit von Theorie und Praxis zu tun.
- Anstatt psychologische Vorgänge durch individuelle Repräsentationen zu erklären, greift der Sozialkonstruktivismus auf überindividuelle Sprachgewohnheiten zurück. Somit entfällt die Schwierigkeit, bei einer Intervention an jene privaten Vorgänge heranzukommen. Sprache und Kultur sind der aktiven Veränderung sehr viel leichter zugänglich als Gedanken und Gefühle.
- Der Sozialkonstruktivismus interessiert sich meist explizit dafür, was individuelles Verhalten mit größeren gesellschaftlichen Strukturen zu tun hat. Da psychologische Anwendung immer in solchen Strukturen eingebettet ist, hat der Sozialkonstruktivismus nicht das aus der Mainstream-Psychologie bekannte Problem, unflexibel bzw. blind zu sein gegenüber verschiedenen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, unter denen die Praxis verläuft.

Viele Sozialkonstruktivisten stehen, so können wir zusammenfassen, der Idee, als Psychologe praktisch in das Leben anderer Menschen einzugreifen, kritisch gegenüber. Um aber ihren Kollegen der Mainstream-Psychologie nicht tatenlos das Feld zu überlassen, versuchen viele dennoch, die institutionell zur Verfügung gestellten Positionen (z.B. des Psychotherapeuten) aufzunehmen und in sozialkonstruktivistischem Sinne auszugestalten. Dies führt zu zwei Fragen:

- Wie begründen Sozialkonstruktivisten ihre Unzufriedenheit mit der Mainstream-Praxis (z.B. der Verhaltenstherapie)?
- Welche Alternativen (z.B. sozialkonstruktivistische Therapieformen) hat man zu bieten?

Mit diesen Fragen beschäftigen sich die beiden folgenden Abschnitte.

3.2.1 Kritik an Anwendungen der Mainstream-Psychologie

Es dürfte mittlerweile nicht mehr überraschen, daß sich Sozialkonstruktivisten zur ersten Frage wesentlich mehr Gedanken gemacht haben als zur zweiten. Auf einer grundlegenden Ebene kritisiert man bei der Mainstream-Psychologie, wie eben schon angeklungen, die *Unvereinbarkeit von Theorie und Praxis*: Die Ergebnisse mainstream-psychologischer Forschung sind ausschließlich im artifiziellen Labor-kontext entstanden und somit nicht auf andere Situationen anwendbar. Wenn dann von ‚Anwendung‘ die Rede ist, bedeutet dies bei näherem Hinsehen zumeist nur eine halbwegs plausible Übertragung psychologischer Konstrukte auf den Alltagskontext, ja oft werden einfach nur bestimmte Methoden ‚angewendet‘, d.h. übernommen. Vor sich und den betroffenen Menschen wird das Vorgehen hingegen als ‚wissenschaftlich begründet‘ hingestellt. Die Rede von ‚Anwendung‘ ist also nicht viel mehr als eine rhetorische Figur zur Legitimation des eigenen Tuns (das sich meist eher dem gesundem Menschenverstand oder einer Versuch-Irrtum-Strategie verdankt).

Während diese Art von Kritik nicht neu ist und sich in ihrer Stichhaltigkeit ohnehin nicht leicht prüfen läßt, will ich mich hier mehr mit einer konkreteren Form der Kritik beschäftigen. Aufgrund ihrer individualistischen Ausrichtung (vgl. Kapitel 1.3) muß, so wird argumentiert, die Mainstream-Psychologie zwangsläufig die Probleme der behandelten Menschen in sie hineinverlegen, sie ‚subjektivieren‘.

Das dahinterstehende Menschenbild der Mainstream-Psychologie wird oft ‚possessiver Individualismus‘ genannt: Menschen sind sozial isolierte ‚Monaden‘, die über psychische Reaktionen (Gedanken, Gefühle, Wünsche) verfügen und von einer zentralen Instanz (‚Ich‘, ‚Bewußtsein‘) gesteuert werden. Klagt das Ich über Probleme, so funktioniert seine Steuertätigkeit nicht richtig und muß korrigiert werden: überzogene Ansprüche müssen korrigiert, spontane Gefühlsreaktionen kontrolliert und unrealistische Wünsche aufgegeben werden. Die Äußerung von Problemen ist gleichbedeutend mit deren Produktion; anders herum gilt das Problem dann als ‚geheilt‘, wenn die betreffende Person – überspitzt formuliert – im Selbstbeurteilungsfragebogen ‚Es geht mir gut‘ ankreuzt.

Wie kann man sich die *Subjektivierung* von Problemen konkret vorstellen? Klagt eine Klientin vor ihrem (Mainstream-)Therapeuten über tiefe Traurigkeit, gibt dieser ihr mehr oder weniger explizit zu verstehen, daß ihre Psyche fehlerhaft arbeitet (z.B. ‚dysfunktionale Kognitionen‘ produziert). Dieser Schluß kommt uns heutz-

tage selbstverständlich vor. Daß er es nicht ist, merken wir erst anhand extremerer Beispiele: Stirbt eine geliebte Person oder werden wir vergewaltigt, diagnostizieren Psychologen uns eine ‚Anpassungsstörung‘. Unsere Fähigkeiten zur Bewältigung (neudeutsch: coping) sind einfach nicht gut genug! Noch vor 25 Jahren hat man Homosexualität den Betroffenen als Störung diagnostiziert, mit einleuchtender Begründung: Die Betroffenen schämten sich ja sogar selbst und wurden von ihren Mitmenschen nicht akzeptiert. Sie waren im wahrsten Sinne des Wortes eine ‚Störung‘. Und heute?

Diese Beispiele lassen wohl schon erahnen, was eine Alternative zur Subjektivierung sein könnte: Menschen *sind* nicht gestört, sondern Menschen *werden* gestört. Daß Menschen unter Depressionen oder Homosexualität *leiden*, bedeutet noch lange nicht, daß sie auch für ihr Leiden verantwortlich zu machen sind und es daher auch selbst beseitigen müssen.

3.2.2 Sozialkonstruktivistische Alternativen

Die Vorschläge für eine theoretische Fassung einer ‚sozialkonstruktivistischen Angewandten Psychologie‘, d.h. etwa Konzeptionalisierungen über die Beziehung von Theorie und Praxis, sind wenig detaillierter als die der kritisierten Mainstream-Psychologie. Wie bei den meisten für den Sozialkonstruktivismus unbequemen Fragen sind es auch hier die Vertreter der Foucaultschen Diskursanalyse, die sich am ehesten an ihr versuchen (vgl. Willig, 1999b, 1999d). Ich möchte dem Leser und der Leserin aber jene nicht recht weiterführenden Erörterungen über diese Versuche ersparen, die man bereits an anderer Stelle nachlesen kann (von Tiling, 2004, Kapitel 6). Stattdessen soll es gleich um die schon angeklungene praktische Umsetzung einer ‚sozialkonstruktivistischen Angewandten Psychologie‘ gehen. Hierbei stehen zwei Fragen im Vordergrund:

- Wie kann man psychologische Interventionen durchführen, ohne Probleme zu subjektivieren, d.h. in die betroffenen Personen hineinzuverlegen?
- Wie kann man seine Intervention legitimieren, ohne auf ‚harte empirische Fakten‘ zurückgreifen zu können?

Beginnen wir mit der zweiten Frage. Wenn man sich nicht auf gesicherte wissenschaftliche Erkenntnisse berufen kann, sondern sich ‚nur‘ einer bestimmten (nämlich sozialkonstruktivistischen) theoretischen Herangehensweise verpflichtet fühlt, ist fraglich, wie eine psychologische Intervention legitimiert werden soll. Wie wird entschieden, was für den Klienten ‚gut‘ ist? Wie wird die Direktivität des psychologischen Eingreifens gerechtfertigt?

Die vom Sozialkonstruktivismus bevorzugte Lösung dieses Problems besteht in dem Versuch, Direktivität gänzlich zu vermeiden. Man bietet der Klientin ganz einfach *gar keine* Interpretationshilfen für ihre Situation an, legt ihr *gar keine* Werte zur Übernahme nahe, sondern dekonstruiert vor ihren Augen alles dies gleichermaßen. Insbesondere die Relativisten intervenieren häufig in dieser ‚Haltung des Nichtwissens‘, mit dem Ziel, ‚einengende‘ Diskurse zu dekonstruieren und im Zuge dessen mehr Platz für die Selbstdefinition des einzelnen oder die ‚Erweiterung der Handlungsspielräume‘ zu schaffen.

Das Menschenbild dieser Variante psychologischer Praxis hat zunächst einmal unbestreitbar Vorteile. Menschen haben hier nicht eine genau spezifizierbare

‚Natur‘ – wie es der Mainstream glauben machen will –, sondern sind entscheidend von der sie umgebenden Kultur und Gesellschaft geprägt. Anstatt sich gemäß bestimmter vom Psychologen vorgefertigter Schablonen betrachten zu müssen, haben Klienten so die Möglichkeit, sich frei zu definieren. Doch vor allem die relativistischen Ansätze verstricken sich hier schon in Widersprüche: Wie soll überhaupt eine sozial determinierte Marionette frei sein, sich zu definieren? Wie sollen Personen ihren Handlungsspielraum erweitern, die doch angeblich gar keine (individuelle) Handlungsfähigkeit besitzen (vgl. Kapitel 2.4). Die Foucaultsche Diskursanalyse tendiert teilweise schon zu einer gemäßigeren Sichtweise, nach der ein Mensch seiner ‚sozialen Auffüllung‘ nicht völlig ausgeliefert ist, sondern die Kompetenz besitzt, aus den Angeboten in gewissem Umfang auszuwählen und sie neu zu kombinieren. Damit ist das Menschenbild nicht mehr ganz ‚leer‘, aber kommt doch mit sehr wenigen, sehr allgemeinen Annahmen aus, innerhalb derer sich Menschen immer noch ganz unterschiedlich definieren können – und dieses Definieren an sich auch denklogisch möglich ist.

Während ich im folgenden Kapitel konkrete Beispiele für diese Vermeidung von Direktivität gebe, sei hier noch auf eine Gefahr hingewiesen, die mit dieser Strategie verbunden ist. Der gute Vorsatz, einer Klientin möglichst viel Freiheit *zur* Selbstdefinition zu geben, hat leicht zur Folge, daß ihr jegliche Grundlage für eine Selbstdefinition genommen, ja gewissermaßen eine Freiheit *von* Selbstdefinition aufgebürdet wird. Allen denjenigen Menschen, die sich noch nicht frei fühlen von jeglichen kulturellen Zuschreibungen, die noch nicht gelernt haben, sich als eine Hülle zu verstehen, die sich jeden Tag neu füllen, neu erfinden kann, soll der Weg zu diesem ‚Licht der diskursiven Freiheit‘ geebnet werden. Aus der – in Kapitel 2 fraglich gewordenen – *Vorannahme*, Menschen würden von Diskursen hin- und hergeworfen wie Blätter im Wind, wird kurzerhand das *Ziel* einer Intervention. So muß der Patient vom einengenden psychiatrischen Diskurs ebenso befreit werden wie der Gläubige vom einengenden Diskurs seiner Religion oder der Familienmensch von der irrigen Vorstellung, für seine nächsten Verwandten eine besondere Verantwortung zu tragen.

Es ist wohl auch kein Zufall, daß das Menschenbild des Sozialkonstruktivismus in vielem mit dem Identitätsbild übereinstimmt, auf das gegenwärtig die sogenannten ‚postmodernen‘ *gesellschaftlichen* Entwicklungen in den westlichen Industrieländern zusteuern: Auch in Zeiten der Individualisierung (im Sinne von Loslösung, Freisetzung in die Orientierungslosigkeit, vgl. Beck-Gernsheim, 1994) und hier vor allem der Arbeitsmarkt-Flexibilisierung werden ‚Tugenden‘ wie Mobilität, Anpassungsbereitschaft und Ambiguitätstoleranz gefordert.

Auch diese scheinbar ‚neutrale‘, nicht-direktive Position des Sozialkonstruktivismus ist also eine *Position*, die ganz bestimmte Werte und ein ganz bestimmtes Menschenbild vertritt. Daß sie zudem noch negative Konsequenzen für die Klientin nach sich ziehen kann, ist in meinen Bemerkungen auch schon angeklungen. Anderswo (von Tiling, 2004) habe ich diese Überlegungen näher ausgeführt.

Immerhin – so muß noch erwähnt werden – löst sich durch diese Strategie der Direktivitätsvermeidung das Problem der Subjektivierung von selbst: Da dem Klienten *alle* Gewißheiten genommen werden, so immerhin auch diejenige, daß er für sein Problem selbst verantwortlich sei...

Sozialkonstruktivistische Angewandte Psychologie darf, so kann bis hierhin zusammengefaßt werden, das Anliegen ihres Kunden oder Klienten weder vollkommen in ihn hineinverlegen, noch einfach wegdiskutieren bzw. dekonstruieren; beides ist für ihn gleichermaßen schädlich. In den nächsten beiden Abschnitten werde ich einige Beispiele für derlei Probleme aus dem psychotherapeutischen und arbeitspsychologischen Bereich geben.

3.2.3 Beispiel Psychotherapie

Die Fülle sozialkonstruktivistisch orientierter Ansätze im Bereich der Psychotherapie erlaubt es, nunein wenig detaillierter zu werden. Ausgangspunkt meiner Argumentation ist der eben eingeführte Kritikpunkt der ‚Subjektivierung‘, die von Sonntag (1991) für das Feld der Therapie folgendermaßen konkretisiert wird:

„Der Begriff der Störung orientiert sich an den Kriterien praktischer Identifizierbarkeit und einfacher Beseitigungsfähigkeit. (...) Selbst wenn konzediert wird, daß die Störungen durch Umgebungseinflüsse entstehen können, wird der soziale oder gesellschaftliche Zusammenhang schon im Begriff ‚Störung‘ selbst gleich wieder abgeschnitten. (...) Selbst wo es [d.h. dieses technische Modell] außerindividuelle Ursachen einräumt, will es die individuellen Folgen beseitigen. Es setzt voraus, daß der einzelne jene Einflüsse und Ursachen mit Expertenhilfe bewältigen kann und zu bewältigen hat; es blendet aus, daß die Gesellschaft, die Institutionen, die Bedingungen, in denen der einzelne lebt, ihrerseits ‚gestört‘ sein könnten.“ (Sonntag, 1991, S. 27)

Alle sozialkonstruktivistischen Therapieansätze teilen diese Subjektivierungskritik und verstehen sich als ihre positive Umsetzung. Ebenso versuchen sie das ebenfalls angesprochene Problem der Direktivität zu lösen. Insgesamt könnte man sich für die nun folgende Erörterung drei kritische Fragen im Hinterkopf behalten:

- Wo liegt das Problem?
- Wer weiß, was das Problem ist?
- Wer muß das Problem beseitigen?

Nun könnte man einwenden, daß mit dem *Therapieerfolg* das wichtigste Kriterium übersehen wurde. Es ist natürlich unstrittig, daß Klientenzufriedenheit und Symptomfreiheit wichtige Indikatoren für eine gute Therapie sind; keineswegs vernachlässigt werden sollte darüber aber die Frage, wie sich Therapie auf ‚den Rest der Person‘, also jenseits aller Symptome und Zufriedenheitsbekundungen, auswirkt. Wenn eine Klientin den therapeutischen Ratschlag erhält, sich nicht emotional abhängig vom Lebenspartner zu machen, um an Beziehungskrisen oder einer Trennung nicht zu leiden, dann kann sie auch die positiven Seiten der Abhängigkeit nicht mehr erleben. Wenn der Therapeut rät, depressive Gedanken einfach als Laune des Gehirns hinzunehmen und systematisch abzutrainieren, mag das zwar gegen die Depression helfen – aber es führt ebenso zur Abwertung von Glück und Fröhlichkeit. Diese eher ‚qualitativen‘ Aspekte des Therapieerfolgs sind es also, die mich im folgenden interessieren.

Darstellung einiger Ansätze

Steve de Shazer (1989) grenzt seine sogenannte *Lösungsorientierte Kurztherapie* von anderen ab, indem er den Zusammenhang zwischen dem von der Klientin vorge-

brachten Problem und dessen Lösung radikal infrage stellt – sowohl theoretisch als auch als Interventionsstrategie. Er betrachtet also das Denken in Problemtermini als das eigentliche Problem; Ziel der Therapie ist nicht die (meist vom Klienten erhoffte) radikale Beseitigung des ‚Problems‘, sondern die Einsicht des Klienten, daß ‚es‘ sich gar nicht um ein Problem handelt – so daß auch das beklagte Symptom verschwindet.

Um dies zu erreichen, darf in der Therapie nicht zu viel über das vorgebrachte Problem (z.B. ‚meine Depression‘) geredet werden, um es nicht weiter zu verdinglichen. Vielmehr muß es um Lösungsmöglichkeiten gehen, die eben nicht innerpsychische Kräfte heraufbeschwören, sondern den ganz konkreten Alltag der Klientin (Beziehungen zu ihren Mitmenschen, berufliche Situation etc.) betreffen. Neben diesen praktischen Maßnahmen, deren Umsetzungsmöglichkeiten freilich oft begrenzt sein dürften, geht es auch um gezielte kognitive Umstrukturierung: Durch die sogenannte ‚Wunderfrage‘ etwa, also der Frage, wie sich der Klient ein Leben jenseits des Problems vorstellt, soll bei ihm ein Nachdenken über positive Handlungsmöglichkeiten angeregt werden, von denen er irrtümlich meint, sie seien ihm durch das Problem verschlossen.

Einen zweiten Strang innerhalb der sozialkonstruktivistischen Therapielandschaft will ich hier *Postmoderne Therapie* nennen, da sie sich besonders eng und radikal postmodernem Gedankengut verpflichtet fühlt. Nicht speziell die Problemfokussiertheit des Klienten, sondern allgemein die Verengtheit bzw. Einseitigkeit seines Weltbilds ist der Ansatzpunkt für die therapeutische Behandlung: „change in therapy is the dialogical creation of new narrative, and therefore the opening of opportunity for new agency“ (Anderson & Goolishian, 1992, S. 28). Dafür ist es notwendig, daß die Therapeutin keinerlei theoretische Vorannahmen über das Problem des Klienten hat, ja generell eine „position of *not-knowing*“ (ebd.) einnimmt, die sich neugierig und unvoreingenommen gegenüber den Auskünften des Klienten zeigt. „Die Berücksichtigung vieler Sichtweisen“, so wird angenommen, ermöglicht dem Klienten „mehr Flexibilität“ und „neue Handlungsmöglichkeiten“, weil dieses „neue Bewußtsein der Konstruktion“, gemäß dessen sich „die Wahrheit in der Angelegenheit“ als „eine Wahrheit“ herausstellt, als „Befreiung“ empfunden wird (jeweils Gergen, 2002, S. 218).

Die *Narrativen Therapie* als drittes Beispiel sozialkonstruktivistischer Therapien ist wurde vor allem durch die Australier Michael White und David Epston (1990) geprägt. Für sie besteht der wichtigste Ansatzpunkt einer Psychotherapie darin, „Gegenpraktiken zu kulturellen Praktiken“ zu schaffen, „die Menschen und ihre Körper objektivieren“ (jeweils 1990, S. 82). Die von Foucault beschriebene institutionelle Zurichtung auf Individualität und Selbstsorge muß durch neuartige Sichtweisen torpediert werden. So wie jene Zurichtung sich im Alltag der Menschen darin äußert, daß sie ihr Verhalten an bestimmten Erzählungen bzw. Geschichten ausrichten, die eine individualistische Sicht der Dinge verlangen, so muß Therapie Maßnahmen entwickeln, die den Klienten alternative Geschichten finden lassen. Die wichtigste solcher Maßnahmen ist die sogenannte Problemexternalisierung.

„Bei der ‚Externalisierung‘ versucht der Therapeut, als bedrückend empfundene Probleme zu objektivieren und manchmal auch zu ‚personifizieren‘. Während dieses Prozesses ver selbständigigt sich das Problem und löst sich damit von dem Menschen oder der Beziehung, die als Problem beschrieben wurden, ab. Die Probleme und Eigenschaften, die bislang an

Personen und Beziehungen festgemacht wurden, verselbständigen sich und werden dadurch weniger belastend und einschränkend.“ (White & Epston, 1990, S. 55)

Aus ‚meiner Traurigkeit‘ wird dann ‚die Traurigkeit‘ oder gar (insbesondere bei Kindern) ‚der Kummermacher‘. Die Therapeutin fragt nach dem Einfluß der ‚Traurigkeit‘ auf das Leben des Klienten (und seiner Beziehungen) und umgekehrt nach dem des Klienten (und seiner Beziehungen) auf das ‚Leben‘ der ‚Traurigkeit‘. Die Verdinglichung des Problems, die Menschen ohnehin vornehmen, aber hinter den dominanten Diskursen des Individualismus verbergen müssen, wird somit überdeutlich gemacht. Der Klient muß das, was ihn bedrückt, nicht mehr sich selbst zurechnen, sondern kann offen mit ihm ‚in Dialog treten‘ und herausfinden, wie er sich gegen es zur Wehr setzen kann. Die Vorzüge dieser erlebnisnahen, aber individuumsfernen Beschreibung des Problems faßt Barclay treffend zusammen:

„By avoiding psychopathological discourse, problems are more likely to be conceptualized as socially constituted. Narrative therapy helps individuals understand their responsibility in the continuation, or exacerbation, of a problem that often has its source outside of themselves. As a result, the problem is influenced by a person and influences a person, but is not identifiable with, or ‚inside‘ a person, as traditional psychotherapeutic discourse has it.“ (Barclay, 2001, S. 275)

Der Wechsel von der einen zur anderen Geschichte, der freilich kein ganz einfacher ist, wird unterstützt durch eine Vielzahl von Fragetechniken, etwa nach sogenannten ‚unique outcomes‘, d.h. nach Geschehnissen in der Vergangenheit, die nicht zur dominanten Geschichte passen. Die Therapeutin versucht nun, den Klienten durch weitere explorative Fragen dabei zu unterstützen, aus jenen ‚unique outcomes‘ Sinn zu schöpfen und sie in neue, andersartige Geschichten zu integrieren.

Gegenüberstellung und Bewertung

Eine Gemeinsamkeit aller geschilderten sozialkonstruktivistischen Ansätze besteht darin, daß das vom Klienten geschilderte Problem nicht durch diagnostische Klassifikation objektiviert, sondern, ganz im Gegenteil, gezielt ‚dekonstruiert‘ wird. Dahinter steht die Annahme, daß sich viele psychische Schwierigkeiten allein aus den sprachlich-kulturellen Gegebenheiten ergeben, in denen der Klient lebt. Was Gergen (2002) als „*Schwerpunkt auf Bedeutungen*“ (S. 211) bezeichnet, würde ich lieber ‚Rückkehr zum Inhalt‘ nennen, d.h. Abkehr von abstrakten Störungskategorien zugunsten individueller Bedeutungs- und Sinnsuche. Unterschiede bestehen zwischen den Ansätzen aber hinsichtlich der Frage, wie jene Gegebenheiten konzeptualisiert werden und auf welcher Ebene folglich die ‚Dekonstruktion‘ passieren muß.

De Shazer zieht hier eindeutig die individuelle Ebene vor. Das Problem wird als schädliche Konstruktion des Klienten verstanden – die Konstruktion nämlich, ein Problem zu haben. Der Therapeut muß nun den Klienten von der Inadäquanz von dessen Problemsicht überzeugen; der Klient soll sich abgewöhnen, über sein Problem zu sprechen. Was sich im innovativen Gewand linguistisch orientierter Ansätze präsentiert, stellt sich als eine bestimmte Form kognitiver Therapie heraus. Sozialkonstruktivistische Ideen einfach auf die individuelle Ebene herunterzubrechen, führt zum altbekannten Individualkonstruktivismus (vgl. Kapitel 1.1).

In gewisser Weise stellt die Postmoderne Therapie eine Verallgemeinerung dieses Vorgehens dar: Nicht nur das Problem, sondern auch alle anderen Dinge, an die der Klient glaubt, werden dekonstruiert, indem ihm ‚vielfältige Sichtweisen‘ (Gergen, 2002) aufgezwungen werden. Wie in Kapitel 3.2.2 erörtert, wird ihm dadurch das postmoderne Menschenbild (das von dessen Fürsprechern freilich meist unbemerkt bleibt) aufgezwungen. Paradoxerweise setzt die Postmoderne Therapie voraus, was dem Sozialkonstruktivismus völlig zuwiderläuft: die Vorstellung, der Mensch könne sich aus ‚vielfältigen Sichtweisen‘ seine private Sinnwelt, seine ‚Patchwork-Identität‘ zusammenbasteln. Aus der richtigen Beobachtung, daß Menschen im Zeitalter der Individualisierung immer mehr zur Patchwork-Identität *gezwungen sind* (Keupp, 2002), wird der irrige Schluß gezogen, daß Menschen dies auch *können* oder gar *wollen*.

Die Narrative Therapie kann dieses Problem vermeiden, indem sie Sprache und Kultur anders konzeptualisiert: Nicht chaotische Struktur, Perspektivität, Vielschichtigkeit und andere postmoderne Schlagwörter stehen im Vordergrund, sondern eine gewisse ‚tiefliegende‘ Ordnung der kulturellen Praktiken, wie sie etwa Foucault beschreibt. Die Dekonstruktion des Problems wird hier also nicht mehr auf dessen individuelle sprachliche Verfaßtheit verkürzt, sondern betrifft immer auch die Frage, „how the ‚problem‘ is constituted in networks of discourse and power that position the client as helpless and as believing that the problem lies inside them“ (Parker, 1999, S. 8). Therapie ist letztlich mindestens indirekt immer auch ‚Aufklärung‘ des Klienten über die kulturelle Eingebundenheit seines Handelns. Zwar birgt dies die Gefahr eines Sozialdeterminismus, der sich aufseiten des Klienten als Resignation und Selbstwirksamkeitszweifel niederschlagen kann. Eben diese Gefahr berücksichtigen aber White und Epston, wenn sie ihrer Klientin selbst überlassen, wie sie den Einfluß zwischen eigener Person, externalisiertem Problem und sozialer Umwelt einschätzt. Auf diese Weise wird eine übermäßige Direktivität oder gar die Aufzwingung des sozialkonstruktivistischen Menschenbilds vermieden. White und Epstons Ansatz zeichnet sich mithin als einziger dadurch aus, weder subjektivierend noch ‚selbstbild-dekonstruierend‘ zu wirken.

Noch einmal: Das vom Klienten vorgetragene Problem wird von dessen Person abgelöst, aber dennoch neu konstruiert. Die Dekonstruktion des Problems ist nicht Selbstzweck im Sinne einer Übertragung des postmodernen Menschenbilds auf den Klienten, sondern Mittel zum Zweck der Rekonstruktion (d.h. neuen Konstruktion). Eine entscheidende Frage betrifft nun den Punkt, *wie* diese Rekonstruktion beim Klienten am besten angeregt werden kann. Ist die von White und Epston (1990) verwendete ‚Objektivierung‘ und ‚Personalisierung‘ wirklich die Methode der Wahl? Meiner Auffassung nach hat sie mit einem nicht zu unterschätzenden Akzeptanzproblem zu tun: In unserer von Wissenschafts- und Technikgläubigkeit geprägten Kultur dürfte es Klienten schwer fallen, der Rede von einem objektivierten Problem und ihren Bezügen zur Person Glauben zu schenken. Ein Problem, so die heute vorherrschende Meinung, ‚schwirrt nicht irgendwo da draußen herum‘, sondern ist fest in den Hirnstrukturen des Klienten verankert. So ist wohl auch kein Wunder, daß in einem auffallend großen Teil der Fallbeispiele in White und Epston (1990) *Kinder* die (Problem-)Klienten sind, die also noch nicht in ihrem Denken soweit eingeschränkt sind, daß sie die Rede von objektivierten, ja personalisierten Problemen gleich als ‚Psychokram‘ abtun.

Muß sich nicht also *Psychotherapie* immer auf anerkannte Ergebnisse *psychologischer* Forschung stützen, um gegenüber ihren Klientinnen legitimierbar zu sein? Vielleicht – aber dann müßte der Sozialkonstruktivismus zunächst seine psychologischen Erklärungsmöglichkeiten artikulieren (ein Anliegen, das ich anderswo – von Tiling, 2004 – verfolgt habe).

3.2.4 Beispiel: Arbeits- und Organisationspsychologie

Auf dieses Anwendungsfeld möchte ich hier nur kurz eingehen, nicht zuletzt weil hierzu fast keine Arbeiten aus dem sozialkonstruktivistischen Lager existieren.

Aus sozialkonstruktivistischer Sicht verfehlen Arbeits- und Organisationspsychologen das Thema, an dem sie zu arbeiten meinen, vollkommen: Sie untersuchen, wie Menschen auf so eigentümliche ‚Dinge‘ wie Arbeit und Organisationen reagieren. Bestimmte Merkmale von Arbeit und Organisation (Führungsstil, Gruppen- oder Einzelarbeit, Hierarchie etc.) werden zu unabhängigen Variablen erkoren, bestimmte psychische Merkmale (Arbeitsmotivation, -zufriedenheit und -leistung) zu abhängigen. Eine Vielzahl von Fragen ist ableitbar: Fördert Gruppenarbeit die Zufriedenheit? Bei welchem Lärmpegel ist die Motivation optimal? Welcher Führungsstil bewirkt die beste Leistung? Die Ergebnisse fallen – wenig überraschend – vollkommen uneinheitlich aus. Weitere ‚Faktoren‘ müssen also her – so lange, bis nur noch posthoc-Erklärungen möglich sind, weil kein Ergebnis mehr verallgemeinerbar ist.

Es ist wohl offensichtlich, daß dem Sozialkonstruktivismus eine solche Herangehensweise fremd ist. Arbeit und Organisationen sind für ihn nicht Dinge, mit denen Menschen *konfrontiert* werden, sondern Teile der Kultur, in der sie *leben*. Zu untersuchen, wie Menschen auf abstrakte Organisationsstrukturen reagieren, ist eben so sinnvoll, als wolle man das Verhalten eines Mädchens ihrer Barbie-Puppe gegenüber aus deren molekularer Zusammensetzung heraus erklären.

Welche Alternativen bietet man an? Der Schwerpunkt einer sozialkonstruktivistischen Arbeits- und Organisationspsychologie läge auf kulturellen und gesellschaftlichen Aspekten von Arbeit. Hierzu seien abschließend einige Beispiele genannt:

- Welche Tätigkeiten werden in einer Gesellschaft als (Erwerbs-)Arbeit definiert – und welche nicht? Was hat dies für Folgen für die Betroffenen (z.B. Hausfrauen und Hausmänner)?
- Welche Bedeutung hat Arbeit für die Stellung eines Menschen in seiner Gesellschaft? Ist es nicht ungerecht, daß einige Berufe mit viel Geld *und* viel Prestige *und* guten Arbeitsbedingungen *und* anregender Tätigkeit verbunden sind, andere hingegen gar nichts von alledem abbekommen?
- Müssen sich Arbeitspsychologen nicht öfter um den *Arbeitsinhalt* kümmern als um physische Arbeitsbedingungen wie Büroarchitektur, Helligkeit und Lärm?
- Was bedeutet es für die Arbeitnehmer im Dienstleistungssektor, wenn von ihnen gefordert wird, sich selbst mit der ihnen gestellten Arbeitsaufgabe zu identifizieren? Welchen Gefahren steht die Managerin gegenüber, die sich in ihrem ganzen Selbstbild von der Erreichung von Zielen abhängig machen muß, die gar nicht die ihren sind? Kann angesichts von hoher Arbeitslosigkeit und häufigem Jobwechsel ein Arbeitsverhältnis als einzige Identitätsstütze taugen?

Literaturempfehlungen

Einführungstexte

In deutscher Sprache gibt es bis jetzt (September 2004) äußerst wenig zum Thema Sozialkonstruktivismus. Dies war auch der Hauptgrund dafür, daß ich diesen Text verfaßt habe. Während beispielsweise in Großbritannien die Fülle der Publikationen kaum noch überschaubar ist, gibt es in Deutschland meines Wissen kaum jemanden, der sich (intensiver als die bloße Rezeption) mit diesem Ansatz auseinandersetzt.

Vor kurzem ist bei Kohlhammer Gergens „Invitation to social constructionism“ ins Deutsche übersetzt worden (Gergen, 2002). Obwohl als Einführung gedacht, rate ich eher von der Lektüre ab, weil sie nicht gerade der Übersichtlichkeit förderlich ist. Sie ist – wie Gergens Ansatz selbst – ‚postmodern‘ gehalten, d.h. durch verwirrend-multiple Perspektiven, entfernte Bezugspunkte, ausufernde Beispiele und wenig definierte Begrifflichkeiten gekennzeichnet. Wie so viele amerikanische Lehrbücher ist sie in eher epischem Stil verfaßt und trägt nicht gerade zur Klärung von begrifflichen Fragen bei. Es ist sicherlich Geschmackssache – aber zumindest als Einstieg wohl ungeeignet.

Auf dem anderen Extrem liegen Beiträge von Uwe Laucken (1995; 1998, S. 255-355), die den Sozialkonstruktivismus unter Zuhilfenahme eines sehr elaborierten Begriffssystem beschreiben und verschiedene Varianten überblicksartig ‚einordnen‘. Da nicht erwartet werden kann, daß Einsteigern dieses Begriffssystem schon vertraut ist, handelt es sich auch hierbei um keine geeignete Einstiegslektüre für Studierende. Auch das kürzlich erschienene Buch von Zielke (2004), das einen Vergleich des Sozialkonstruktivismus mit kognitivistischen Theorien in den Mittelpunkt stellt, ist zwar sehr lesenswert, aber ebenfalls nicht als Einstiegslektüre geeignet.

Außerdem existieren noch einige wenige, verstreute Artikel, die einen (zu) groben Überblick geben, z.B. Baecker et al., 1992. Eine studentische Arbeitsgruppe hat sich Anfang der 90er Jahre intensiv mit den Thesen und Anwendungsmöglichkeiten des Sozialkonstruktivismus beschäftigt: www.boag.de.

Als Klassiker des sozialkonstruktivistischen Denkens kann wohl Berger und Luckmanns (1969) „Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit“ gelten. Dieser Ansatz kommt zwar eher aus der Wissenssoziologie, ist aber trotzdem eine lohnenswerte (jedoch wiederum nicht ganz einfache) Lektüre.

Was den *englischen Sprachraum* betrifft, so gibt es deutlich mehr Auswahl an geeigneten Einführungsbüchern, allen voran das höchst erfolgreiche Einführungs- und Überblicksbuch von Vivien Burr (1995; zweite, aktualisierte Auflage: 2003). Als Lektüre nach meiner kleinen Einführung empfehle ich dieses kompakte, kaum 200 Seiten dicke Buch, das in sehr gut verständlichem Englisch geschrieben ist.

Während Burrs Buch eher ‚schulenübergreifend‘ gehalten ist, gibt es eine Reihe von Texten, die den Sozialkonstruktivismus aus einer bestimmten theoretischen

Position beleuchten: Gergen, 1994; Potter, 1996; Parker, 1992. Diese Bücher sind aber schon anspruchsvoller und teilweise schwer lesbar. Ich kann also nur empfehlen, je nach eigenem Interesse sich anhand des Überblicks bei Burr einen Weg durch die sozialkonstruktivistische Literatur zu bahnen.

Weitergehende Lektürevorschläge für die einzelnen Kapitel

Für eine ausführliche Diskussion der *Realismus-Relativismus-Frage* bietet sich Parker (1998) an, in dem alle ‚Schulen‘ zu Wort kommen, so daß das Buch indirekt auch einen guten Überblick über sozialkonstruktivistische Denkweisen gibt. Die bis jetzt radikalste Wendung hin zum *Realismus*, die viele wichtige Fragen aufwirft, findet sich bei Nightingale & Cromby (1999).

Das Programm der *Foucaultschen Diskursanalyse* umreißt auf vielfältige Art und Weise Ian Parker (1992; 2002). Die *Discursive Psychology* wird bei Potter und Wetherell (1987), Edwards und Potter (1992) und Potter (1996) eingehend erläutert, während sich der *Postmoderne Sozialkonstruktivismus* bei Gergen (1994) und Shotter (1993) ausgebreitet findet.

Einen Überblick über den *gesellschaftskritischen Aspekt* des Sozialkonstruktivismus verschaffen Ibanez und Iniguez (1997) eher aus kritisch-realistischer Sichtweise, Hepburn (2003) eher aus relativistischer Sichtweise.

Einen kurzen Überblick über *sozialkonstruktivistische Methoden* gibt das achte Kapitel bei Burr (2003). Für die Foucaultsche Diskursanalyse sei verwiesen auf Parker & The Bolton Discourse Network (1999) und Willig (2001), für die Discursive Psychology auf den Klassiker von Potter und Wetherell (1987) und den Überblick bei Potter und Edwards (2001).

Die *Anwendung* des Sozialkonstruktivismus thematisiert Willig (1999d), deren Einführungskapitel (Willig, 1999c) einen guten Überblick bietet. Überblicke zum Bereich der Psychotherapie finden sich bei Freedman und Combs (1996) sowie Gergen (2002).

Literaturverzeichnis

- Anderson, H., & Goolishian, H. (1992). The client is the expert. A not-knowing approach to therapy. In S. McNamee & K. J. Gergen (Hrsg.), *Therapy as Social Construction* (S. 25-39). London: Sage.
- Baecker, J., Borg-Laufs, M., Dudar, L., & Matthies, E. (1992). Sozialer Konstruktivismus – eine neue Perspektive in der Psychologie. In S. J. Schmidt (Hrsg.), *Kognition und Gesellschaft* (S. 116-145). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Barclay, M. (2001). Critical Advances in Psychotherapy. *Theory & Psychology*, 11(2), 273-279.
- Beck, U., & Beck-Gernsheim, E. (Hrsg.). (1994). *Risikante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Beck-Gernsheim, E. (1994). Individualisierungstheorie. Veränderungen des Lebenslaufs in der Moderne. In H. Keupp (Hrsg.), *Zugänge zum Subjekt. Perspektiven einer reflexiven Sozialpsychologie* (S. 125-146). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Berger, P., & Luckmann, T. (1969). *Die soziale Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Borkenhagen, A. (2001). Gemachte Körper. Körper- und Selbsterleben von Frauen, die sich zu einer Schönheitsoperation entschieden haben. *Psychotherapie und Sozialwissenschaft*, 3(4), 307-316.
- Bourdieu, P. (1982). *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Burr, V. (1995). *An Introduction to Social Constructionism*. London: Routledge.
- Burr, V. (2003). *Social constructionism* (2. Aufl.). London: Routledge.
- Davies, B., & Harré, R. (1990). Positioning: the discursive production of selves. *Journal for the Theory of Social Behavior*, 20(1), 43-63.
- Davis, K. (1999). "My Body is my Art" - Kosmetische Chirurgie als feministische Utopie? In A. Keil (Hrsg.), *Biographie und Leib* (S. 247-263). Gießen: Psychosozial-Verlag.
- de Shazer, S. (1989). *Wege erfolgreicher Kurztherapie*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Edwards, D., & Potter, J. (1992). *Discursive Psychology*. London: Sage.
- Fontane, T. (1985). *Effi Briest* [Original 1898]. Berlin: Aufbau-Verlag.
- Foucault, M. (1979). *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Freedman, J., & Combs, G. (1996). *Narrative Therapy*. New York: Norton.
- Gergen, K. J. (1973). Social Psychology as History. *Journal of Personality and Social Psychology*, 26(309-20).
- Gergen, K. J. (1985). The social constructionist movement in modern psychology. *American Psychologist*, 40, 266-275.
- Gergen, K. J. (1994). *Realities and Relationships. Soundings in Social Construction*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Gergen, K. J. (2002). *Konstruierte Wirklichkeiten. Eine Hinführung zum sozialen Konstruktivismus*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Hepburn, A. (2003). *Critical social psychology*. London: Sage.
- Howitt, D. (1991). *Concerning Psychology. Psychology applied to social issues*. Buckingham: Open University Press.
- Ibanez, T., & Iniguez, L. (Hrsg.). (1997). *Critical social psychology*. London: Sage.
- Keupp, H. (2002). *Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne* (2. Aufl.). Reinbek: Rowohlt.

- Laucken, U. (1995). Sozialkonstruktivistische Sozialpsychologie. Grundlagen, Einordnung und Abgrenzung, offene Fragen. *Handlung Kultur Interpretation*, 4, 173-206.
- Laucken, U. (1997). Funktionales Erklären, Diskurs und Realität. *Ethik und Sozialwissenschaften*, 8(4), 558-560.
- Laucken, U. (1998). *Sozialpsychologie. Geschichte, Hauptströmungen, Tendenzen*. Oldenburg: BIS.
- Nightingale, D. J., & Cromby, J. (Hrsg.). (1999). *Social constructionist psychology. A critical analysis of theory and practice*. Buckingham: Open University Press.
- Parker, I. (1990). Discourse: Definitions and contradictions. *Philosophical Psychology*, 3, 189-204.
- Parker, I. (1992). *Discourse Dynamics: Critical Analysis for Social and Individual Psychology*. London: Routledge.
- Parker, I. (1999). Deconstruction and Psychotherapy. In I. Parker (Hrsg.), *Deconstructing psychotherapy* (S. 1-18). London: Sage.
- Parker, I. (2002). *Critical Discursive Psychology*. London: Palgrave.
- Parker, I. (Hrsg.). (1998). *Social constructionism, discourse and realism*. London: Sage.
- Parker, I., & The Bolton Discourse Network (1999). *Critical Textwork: An Introduction to Varieties of Discourse and Analysis*. Buckingham: Open University Press.
- Potter, J. (1996). *Representing Reality: Discourse, Rhetoric and Social Construction*. London: Sage.
- Potter, J., & Edwards, D. (2001). Discursive social psychology. In H. Giles (Hrsg.), *The New Handbook of Language and Social Psychology* (S. 103-118). London: John Wiley & Sons Ltd.
- Potter, J., & Wetherell, M. (1987). *Discourse and Social Psychology: Beyond Attitudes and Behaviour*. London: Sage.
- Rorty, R. (2000). *Wahrheit und Fortschritt*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Searle, J. F. (1997). *Die Konstruktion der gesellschaftlichen Wirklichkeit*. Hamburg: Rowohlt.
- Shotter, J. (1993). *Conversational Realities. Constructing life through language*. London: Sage.
- Sonntag, M. (1991). Klinische Psychologie zwischen Theorie und Praxis. In G. Hörmann & W. Körner (Hrsg.), *Klinische Psychologie. Ein kritisches Handbuch* (S. 15-38). Reinbek: Rowohlt.
- von Tiling, J. (2004). *Anwendungen des Sozialkonstruktivismus. Kritikpotential und psychologische Praxis*. Diplomarbeit an der Universität Heidelberg, Fachrichtung Psychologie. Demnächst online verfügbar über <http://archiv.ub.uni-heidelberg.de/> oder direkt über den Autor.
- White, M., & Epston, D. (1990). *Die Zähmung der Monster. Literarische Mittel zu therapeutischen Zwecken*. Heidelberg: Auer.
- Willig, C. (1999a). Beyond appearances: a critical realist approach to social constructionist work. In J. Cromby (Hrsg.), *Social constructionist psychology: a critical analysis of theory and practice* (S. 37-51). Buckingham: Open University Press.
- Willig, C. (1999b). Conclusion. Opportunities and limitations of 'Applied Discourse Analysis'. In C. Willig (Hrsg.), *Applied discourse analysis. Social and psychological interventions* (S. 145-159). Buckingham: Open University Press.
- Willig, C. (1999c). Introduction. Making a difference. In C. Willig (Hrsg.), *Applied discourse analysis. Social and psychological interventions* (S. 1-21). Buckingham: Open University Press.
- Willig, C. (2001). *Introducing qualitative research in psychology: Adventures in theory and method*. Buckingham: Open University Press.
- Willig, C. (Hrsg.). (1999d). *Applied discourse analysis. Social and psychological interventions*. Buckingham: Open University Press.
- Zielke, B. (2004). *Kognition und soziale Praxis. Der Soziale Konstruktivismus und die Perspektiven einer postkognitivistischen Psychologie*. Bielefeld: Transcript Verlag.